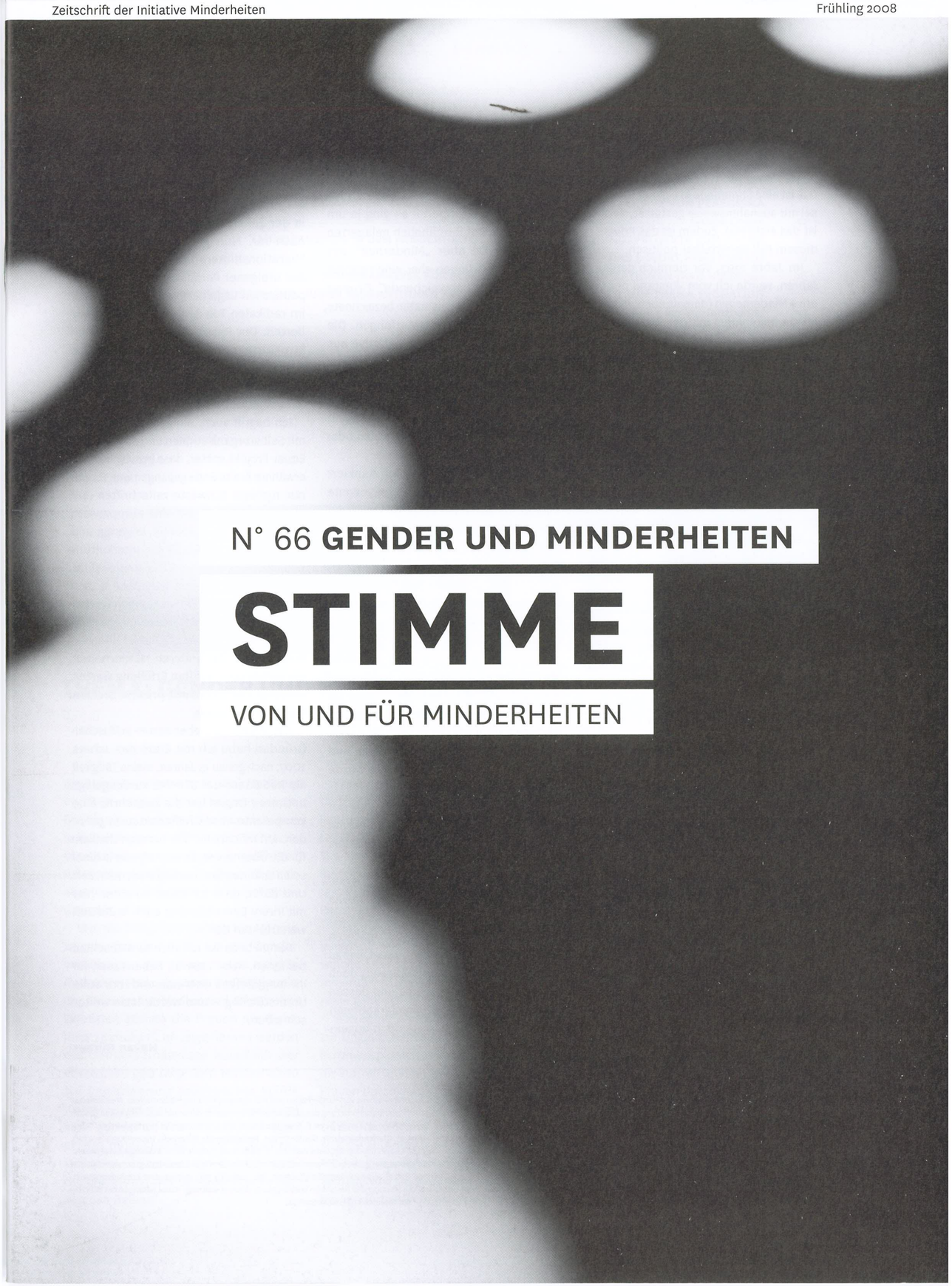
Zeitschrift der Initiative Minderheiten

Frühling 2008



N° 66 **GENDER UND MINDERHEITEN**

STIMME

VON UND FÜR MINDERHEITEN

ZUM ABSCHIED … SCHREIBE ICH LEISE WEITER

Das ist eine *Stimmlage* in eigener Sache. Es sei mir ausnahmsweise gestattet, denn es ist das erste Mal. Zudem ist das Private in diesem Fall unmittelbar politisch.

Im Jahre 1993, vor ziemlich genau 15 Jahren, wurde ich vom Vorstand der *Initiative Minderheiten* (damals noch: *Initiative Minderheitenjahr*) mit der Redaktion der „STIMME von und für Minderheiten" betraut. Ich kann mich gut an den Tag erinnern. Es war der Tag des „Lichtermeeres", einer Aktion von engagierten BürgerInnen, die sich mit der Symbolkraft von Fackeln der Fremdenfeindlichkeit entgegenstellten. Wie so vieles in Österreich stand auch hierbei der Höhepunkt am Anfang (folglich bedeutete jeder weitere Schritt einen Abstieg). Bald wurde zudem die lose Bewegung mit Bezeichnungen wie „Paternalismus" oder aber „Gutmenschentum" von unterschiedlichen, ja gegensätzlichen Seiten diffamiert.

Ich war damals im Meer der Lichter, teils erfreut, teils unangenehm berührt. Ich kann mich an einen Cartoon erinnern, den ich nach der Demonstration gezeichnet hatte: Zwei bunt angezogene junge Personen mit unzähligen Buttons auf der Kleidung und Fackeln in der Hand laufen freudig auf einen Mann zu, um ihm Liebe, Zuneigung und Schutz aufzudrängen. Der Mann, sichtbar fremder Herkunft, läuft erschrocken davon – eine weitere Symbolik der Fackel angesichts der brennenden Asylantenheime damals in Deutschland und anderswo. Das Lichtermeer markiert für mich den Anfang eines Lebensabschnitts ebenso wie einer politischen Ära in Österreich.

Als ich mit der Redaktionsarbeit begann, bildete das Wort „Minderheit" eher ein Synonym von „Volksgruppe". Die *Initiative* hatte es sich zur Aufgabe gemacht, ein „Jahr der Minderheiten" auszurufen, um im Vorfeld und im besonderen Jahr selbst eine Allianzpolitik zwischen verschiedenen diskriminierten Gesellschaftsgruppen zu forcieren: die *minoritäre Allianz*. Den Terminus „Minderheit" verwendeten wir für alle diese Gruppen – es ging ja um den Verweis auf ihre ähnlich gelagerten Interessen. Da aber „Minderheit" aus historischen Gründen eher eine national oder ethnisch „abweichende" Gruppe innerhalb der Nationalstaaten bezeichnete, war das kein leichtes Unterfangen. Die stärkste Kritik erntete die *Initiative* aus den Reihen der Volksgruppen, für deren Anliegen sie sich eigentlich am stärksten einsetzte. Viele Volksgruppenangehörige wollten nichts von einer gemeinsamen Plattform mit Lesben und Schwulen oder mit ImmigrantInnen wissen.

Das „Minderheitenjahr" lief, flankiert von Briefbomben, aus; der Verein nannte sich in *Initiative Minderheiten* um; die Minderheitengesetze blieben großteils nicht umgesetzt, und immer restriktiver werdende „*Fremdengesetze*" folgten aufeinander. „Werben für Homosexualität" stand eines Tages nicht mehr unter Strafe, sehr wohl aber die „Unzucht" mit Minderjährigen – deren Alter für heterosexuelle Beziehungen gar nicht als problematisch galt; und „barrierefrei" war noch weitgehend ein Fremdwort. Ein besonderes Internationales Jahr ging, das nächste kam nach Österreich. Es wurde versprochen, beteuert, beschworen und vergessen. Aus den 90er Jahren wurde das Millennium, das hierzulande schwarzblaue Farben trug. Es wurde als „Ende der Kuscheldemokratie" gefeiert, als „Pakt mit Rassismus" verdammt und bescherte uns lange Donnerstage.

Die 2000er Jahre brachten eine Wende – nicht nur in der Regierung. Begriffe wie „Selbstorganisation", „politischer Antirassismus" oder „migrantische Politik" machten die Runde. Alles war wieder bewegt, wie zu Beginn meiner Redakteurstätigkeit, doch der Geist des Lichtermeeres und dessen Objekt der Begierde, die ImmigrantInnen, hatten sich inzwischen ziemlich auseinander gelebt.

Wir versuchten weiter, auf den Seiten der STIMME die Allianz der Minderheiten erlesbar und schmackhaft zu machen, obwohl „Minderheit" jetzt ein umfassender Begriff war. Überwogen vor 15 Jahren Beiträge von Volksgruppenangehörigen in der Zeitschrift, wurden sie nach und nach rar. Nun gab es „Personen mit Migrationshintergrund", die nicht nur aus ureigener Perspektive Analysen der politischen Lage lieferten, sondern auch im radikalen Ton Anforderungen formulierten. Der Rassismus wurde zu einem Strukturmerkmal. Der Neoliberalismus wurde zum Hauptfeind. Der postkoloniale Jargon wurde zur Unterhaltungssprache. Ich bemerkte, dass ich müde wurde.

Ich begriff auch, einige Kooperationen mit Selbstorganisationen und so manches Equal-Projekt später, dass inzwischen die erwähnte Ära zu Ende gegangen war. Es gab nun mehrere Schwesterzeitschriften und Brudermedien. Es gab eine europaweite Antidiskriminierungspolitik, angeregt und angeleitet von der EU. Es gab Interkulturalität und Integration und Transnationalität. Die STIMME musste sich mehr denn je „neu orientieren", diese Entwicklungen festhalten, spiegeln, manches weiter anregen und vieles kritisch anmerken. Zudem sollten die Forderungen der anderen Minderheiten, die immer noch auf ihre Erfüllung warten, weiter in der Zeitschrift präsent bleiben. Doch ich war müde.

Aus privaten und eben darum politischen Gründen habe ich mit Ende des Jahres 2007, nach genau 15 Jahren, meine Tätigkeit als Redakteur der STIMME zurückgelegt. In Gamze Ongan hat die Zeitschrift eine kompetente neue Chefredakteurin gefunden. Ich möchte ihr hier herzlich danken: für die Übernahme dieser Aufgabe in einer solch spannenden, herausfordernden Zeit. Und dafür, dass ich diese Kolumne hier mit Ihrem Einverständnis auch in Zukunft weiterführen darf.

Darum bedanke ich mich zum Abschied bei Ihnen, liebe Leserin, lieber Leser, für Ihr langjähriges Interesse und Ihre stille Unterstützung – und werde leise weiterschreiben.

Hakan Gürses

IMPRESSUM

STIMME von und für Minderheiten ist das vierteljährliche Vereinsblatt des Vereins zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten (*Initiative Minderheiten*). **Medieninhaber und Verleger:** Bürgerinitiative Demokratisch Leben, Klostergasse 6, A-6020 Innsbruck; **Herausgeber:** Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten (*Initiative Minderheiten*), Gumpendorfer Str. 15/13, 1060 Wien, Tel: 01/966 90 01, E-mail: office@initiative.minderheiten.at; Klostergasse 6, 6020 Innsbruck, Tel. & Fax: 0512/586 783; **Redaktion:** Gumpendorfer Str. 15/13, 1060 Wien, Tel: 01/966 90 03, Fax: 586 82 17, E-mail: stimme@initiative.minderheiten.at. **Chefredakteurin:** Gamze Ongan. **Redaktionelle Mitarbeit:** Hikmet Kayahan (hk), Gerald K. Nitsche (gkn), Vladimir Wakounig, Philipp Schmickl, Ursula Hemetek, Michael Örtl, Cornelia Kogoj, Beate Eder-Jordan, Gerd Valchars, Anita Konrad, Isabelle Bene. **Ständige AutorInnen:** Erwin Riess, Hakan Gürses, Vlatka Frketić, Kahlauer, mh, ede, M. Fürst. **Fotoredaktion:** Salon Renate. **Zeichnungen:** Andreas Ohrenschall, Hakan Gürses. **Grafische Gestaltung:** schultz+schultz-Mediengestaltung. **Herstellung (Repro & Druck):** Drava Verlags- u. Druckgesellschaft m.b.H., Tarviser Str. 16, A-9020 Klagenfurt/Celovec, Tel.: 0463/50 566. Verlags- und Erscheinungsort: Innsbruck; Verlagspostamt: 6020 Innsbruck. Namentlich gezeichnete Artikel müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wiedergeben. **Aboverwaltung:** Rahel Baumgartner (Redaktionsadresse) E-mail: abo@initiative.minderheiten.at; Jahresabo (4 Hefte): € 20,- (Ausland: € 30,-) / für Vereinsmitglieder kostenlos.

IMPRESSUM 2
GENDER STATT FEMINISMUS? Susanne Dermutz 4
MINORITY REPORT(S)? MINDERHEITLICHKEITEN UND HEGEMONIEN IM KONTEXT DER QUEER THEORY Barbara Eder 6
TRANSPERSONEN ALS GENDERMINDERHEIT AM ARBEITSMARKT Persson Perry Baumgartinger 8
FEMINISMEN DER VIELFALT Luzenir Caixeta 10
ZUSCHREIBEN ODER ERNSTHAFTES BEKÄMPFEN. ZWANGSVERHEIRATUNG AUS DER PERSPEKTIVE VON PEREGRINA Gamze Ongan 12
MINDERHEITEN IN DEN MINDERHEITEN. AKTUELLE FORSCHUNGSPROJEKTE ZUM THEMA 14
DAS L-WORT Helga Pankratz 16
GENDERANALYSE FÜR SCHWULLESBISCHE ORGANISATIONEN Doris Hauberger 16
MÄDCHEN IN DEN VORDERGRUND. JUNGE MIGRANTINNEN REZENSIEREN JUGENDBÜCHER ZUM THEMA MIGRATION Renate Tanzberger 17
OFFENLEGUNG 17
AN ORT UND STELLE: MIT DEM 46ER DURCH OTTAKRING Vlatka Frketić 18
„DURCH DAS LESEN KAM DIE ‚FRAUENFRAGE' SO RICHTIG IN DIE WELT" Lilli Frysak 19
GROLL: HIERARCHIEN UNTER BEHINDERTEN MENSCHEN ODER VON DER SCHWIERIGKEIT DES EINSCHLEUSENS Erwin Riess 20
BRIEF AUS ISTANBUL Gerald Kurdoğlu Nitsche 22
GESCHEHEN 23
KULTUREN & KÜNSTE 26
TIPPS 27
KAHLAUERS TAGEBUCH 31

THEMA: GENDER UND MINDERHEITEN

Die Diskussionen um Macht, Gleichstellung und Gerechtigkeit zielen meistens auf die Beziehungen zwischen den Minderheiten und Mehrheiten. Auf Grund der Mehrfachidentitäten ihrer jeweiligen Angehörigen existieren Konflikte um diese Themen aber ebenso *innerhalb* von minoritären Gruppen.

Wie die Ereignisse der letzten Monate zeigen, hat der Blick auf die Genderverhältnisse der ethnisch und religiös Anderen Hochkonjunktur. Im Mittelpunkt der Mainstream-Medien und öffentlicher Debatten stehen die Frauen als Opfer ihrer „Kulturen". Im Zuge dessen werden die Genderverhältnisse innerhalb der ethnischen und religiösen Minderheiten zur Legitimierung rassistischer Politik instrumentalisiert. Die Zurückweisung von gezielten Fremdzuschreibungen erfolgt möglicherweise auf Kosten der Debatten über und Forderung nach Gleichstellung der Geschlechter in den „eigenen Reihen".

Kritik an feministischen Meinungsbildnerinnen wird auf Grund von deren Instrumentalisierungen durch das rechte Lager erforderlich. Welche Positionen zu Spaltungen, Kooperationen und Differenzen innerhalb der feministischen Standpunkte lassen sich identifizieren und aus welcher Perspektive kritisieren?

Welche Bedeutung kommt gender innerhalb verschiedener Minderheiten zu, welche internen Diskussionen werden in minoritären Gruppen über Genderverhältnisse geführt?

Was ist mit „Geschlecht" und der Debatte zur Ungleichbehandlung von Lesben und Schwulen passiert, seit queere Identitäten die starren Grenzen zwischen Männern und Frauen durchkreuzt haben?

Mit diesen und anderen Aspekten der Differenzkategorie gender beschäftigen sich die AutorInnen der vorliegenden STIMME-Ausgabe. Sie thematisieren in ihren Beiträgen die Situation *nicht nur* der Frauen als Minderheiten in den Minderheiten.

In eigener Sache

Hakan Gürses, seit 1993 Chefredakteur der *STIMME von und für Minderheiten* und für diese Tätigkeit mit dem Claus-Gatterer-Anerkennungspreis für engagierten Journalismus ausgezeichnet, hat sich entschlossen, diese Aufgabe nach 15 Jahren weiterzugeben.

Ohne ihn wäre die STIMME nicht das was sie heute ist: eine Plattform für ethnische und soziale Minderheiten, die ihren Anliegen mediale Präsenz verschafft und als minderheitenübergreifendes Periodikum in der österreichischen Medienlandschaft einzigartig ist.

Ich darf mich im Namen des Vorstands der *Initiative Minderheiten* und der KollegInnen bei Hakan sehr herzlich bedanken und freue mich, dass wir auch in der Zukunft von seiner *Stimmlage* erfahren werden.

Nicht zuletzt freut sich die STIMME-Redaktion, mit dieser Ausgabe Vlatka Frketić als ständige Autorin begrüßen zu dürfen. In ihrer Kolumne wird sie über den ganz normalen Alltag rund um die Migration berichten.

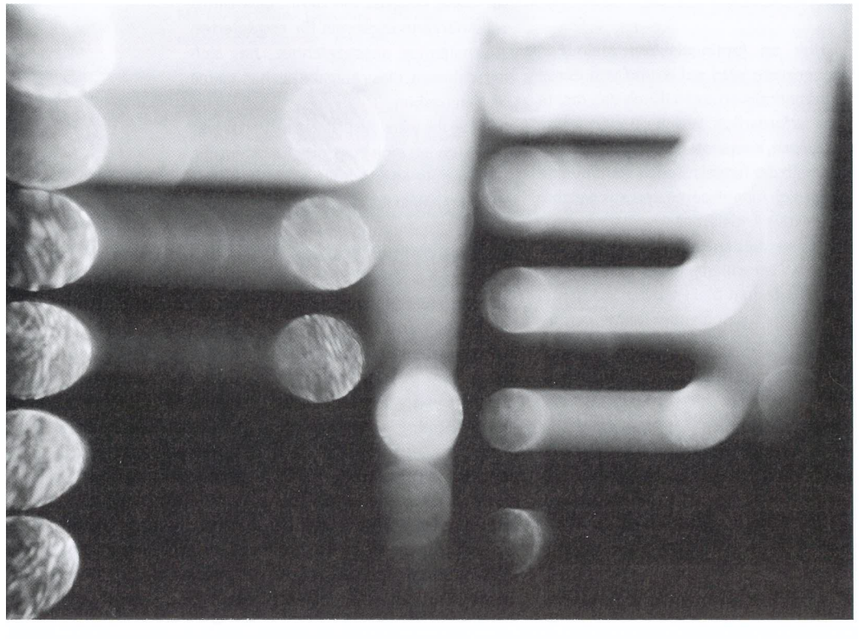
Gamze Ongan

GENDER STATT FEMINISMUS?

Susanne Dermutz

Der „gegenderte Mensch" kann als „Ich-Aktie" individualistisch handeln, seine Karriere auf Kosten anderer vorantreiben, in die „neue Selbstständigkeit" der flexiblen, ungeschützten, deregulierten, prekarisierten Lebensweisen gleiten; neoliberal, hausfrauisiert.

Susanne Dermutz
ist Assistenz-Professorin am Institut für Erziehungswissenschaft und Bildungsforschung der Universität Klagenfurt.



Im alltäglichen und öffentlichen Sprachgebrauch wird zunehmend der Begriff „gender" verwendet, obwohl sein Bedeutungsgehalt und der theoretische Zusammenhang wenig bekannt oder kaum reflektiert sind. Über diese sprachliche Anpassungsleistung wird die Sichtweise von Geschlecht verändert und mit dem „post-feministischen" Diskurs des gender-Ansatzes ein Paradigmen-Wechsel etabliert:

Das Verständnis von Geschlecht als Wirkungszusammenhang von Natur und Kultur, wonach das natürliche Geschlecht das soziale prägt und umgekehrt, wird ersetzt durch das Verständnis von Geschlecht als ausschließlich sozialer Konstruktion. Diese Sichtweise geht so weit, dass wir gar nicht wissen könnten, „wer die Frauen sind", so Judith Butler, die herausragende Theoretikerin des gender-Ansatzes (vgl. Bennholdt-Thomsen 2004: 2). Im so genannten Konstruktivismus wird „gender" als das sozial konstruierte und „sex" als das natürliche Geschlecht definiert und das sei vernachlässigbar, denn auch die körperliche Natur könne immer nur soziokulturell erfasst werden (Butler 1991). Frauen und Männer seien demnach nur gesellschaftlich-kulturell-sprachlich konstruierte Symbole. Das ist neu. In der Frauen- und Geschlechterforschung ist gerade die Wechselwirkung von Natur und Kultur bedeutsam. Ein derartiger Wirkungszusammenhang – die Legitimierung von sozialen Verhältnissen durch Natur – wird „Biologismus" genannt, wie z.B.: Weil Frauen Kinder gebären, gilt Hausarbeit mit Putzen, Kochen ... und Kinder-, Alten-, Männer-Betreuung als „Frauensache"; lebenslänglich, mit folgenreichen Auswirkungen.

Die Durchsetzung des Paradigmenwechsels mit dem gender-Ansatz und dessen Denk- und Handlungsfiguren trifft historisch mit der neoliberalen Globalisierung der Gesellschaft zusammen. Für die technologisch, polit-ökonomisch effizientere Verwertung von Ressourcen – einschließlich Leib und Leben, die zur Ware gemacht sind – leistet der gender-Ansatz durch das „Vernachlässigen" der Natur die passende theoretische Legitimierung.

Gender als Theorie für ökonomische Transformationsprozesse

Die Frauen- und Geschlechterforschung hat seit mehreren Jahrzehnten die unsichtbar gemachte, unbezahlte, ungeregelte, ungeschützte, ausgenützte Arbeit der Frauen zum Thema gemacht und fordert die Abschaffung der damit verbundenen Diskriminierungen. Dies ist nach wie vor von großer gesellschaftlicher und ökonomischer Brisanz. Frauen arbeiten in unserer Gesellschaft mehr Stunden, erwirtschaften ein größeres BIP und leisten mehr an lebensnotwendiger und gesellschaftlich notwendiger Arbeit als Männer (Gubitzer 2006: 26). Weder im Lohn- und noch weniger im Pensions-Einkommen werden Frauen die realen Leistungen bezahlt.

Die hierarchisierte Geschlechter-Ungleichheit hat mit der biologistisch legitimierten „Erblast" (Bennholdt-Thomsen) des Hausfrauen-Status zu tun. Zur Entlastung von Hausarbeit, zur Stärkung ihres beruflichen Einsatzes bzw. ihrer Karrieren kaufen Frauen die Arbeit anderer Frauen – vermehrt von Migrantinnen. Hausarbeit wird umverteilt, wird zur „migrantischen Haushaltsarbeit" (Lutz 2008) insbesondere zur Versorgung von Kindern, alten und kranken Menschen, auf die die westlichen Staaten nicht mehr verzichten können. In den Herkunftsländern der Migrantinnen aber fehlt ihren Kindern die mütterliche Zuwendung. Der gender-Ansatz und auch das Politikinstrument des „gender mainstreaming" sind für die „Erblast Hausarbeit" und für die „hausfrauisierte Lohnarbeit" (Werlhof 1983, 2006) blind. Das Modell der Hausarbeit ist weltweit zum Modell für die Durchsetzung von Lohnarbeit geworden. Diese wird von ungeschützten und prekären Arbeitsweisen abgelöst, die die Hausarbeit charakterisieren – abgewertet, abhängig, ungeschützt, unbezahlt; ohne Arbeits-, Freizeit-, Urlaubsregelung, ohne soziale Absicherung, ohne wirksame und konfliktfähige Organisation zur Interessen-Vertretung. Für Hungerlöhne und unter Lebensgefahr arbeiten Frauen in den Weltmarktfabriken der Sonderproduktionszonen. Der gender-Ansatz erklärt diese gewaltvollen Realitäten – die zunehmend auch Männer treffen – nicht, er verschweigt, vernachlässigt oder „vergisst" sie und ist der Rechtfertigung neoliberaler Globalisierung mehr als nahe.

... für die kapitalistische Vollendung des Patriarchats

Die natürlichen Unterschiede zwischen den Geschlechtern können die sozialen nicht rechtfertigen. Das ist eine zentrale Aussage der Frauen- und Geschlechterforschung und bestimmt ihre Politik. Der gender-Ansatz versteht „Geschlecht (...) von vornherein als sozusagen künstlich produziert" (Bennholdt-Thomsen 2004: 4), eine Sichtweise auch der technologisch umgestalteten und hochprofitablen Landwirtschaft. Die Gen- und Reproduktionstechnologien für Menschen beziehen sich auf diese Entwicklungen.

Wenn Geschlecht nichts mehr Naturgegebenes an sich hat, wer zeugt, schafft das Leben und gebärt die Kinder? Der Reproduktions-Mediziner in der Petri-Schale im Labor, mittels künstlicher Gebärmutter? Ist das Projekt des Patriarchats vor der Vollendung, weil die weiblich-naturgebundene Gebärfähigkeit durch eine patriarchal-männliche, bio-gen-reproduktions-technologische Produktion ersetzt und geschlechtstypische Leiblichkeit ausgemerzt sind (vgl. Schmölzer 2005: 7)? Soll vergessen werden, dass der Mensch von der Frau geboren ist? Wird das Geschlecht beliebig herstell- oder wandelbar und brauchen Frauen keine Menstruation mehr, keine Meno-Pause mit Alterungsprozessen, weil das alles lebenslänglich die Pharmaindustrie regelt? Will der gender-Ansatz mit Natur nichts mehr zu tun haben, leugnet er die natürlichen Unterschiede, weil sie im kapitalistischen Patriarchat zur Rechtfertigung der sozialen Diskriminierungen missdeutet werden (vgl. Werlhof 2003)? Wenn dies zutrifft, dann legitimiert der gender-Ansatz die Maschinisierung und Kontrolle der menschlichen (Re)Produktion durch Gen- und Reproduktionstechnologien und nimmt teil an der Vollendung des Patriarchats.

Feminismus statt gender!

Wenn der gender-Ansatz die neoliberal globalisierte und kapitalistisch-patriarchale Entwicklung der Gesellschaft rechtfertigt, dann verfolgt er keine feministischen Ziele. Im Feminismus geht es um das Begreifen, Kritisieren und Verändern von Macht- und Herrschaftsverhältnissen, die Menschen unterdrücken, ausbeuten, beschädigen. Im Feminismus geht es um Kämpfe gegen alle Formen von Zerstörung von Leben und für die Herstellung von Bedingungen für ein würdiges Leben für Alle.

Der „gegenderte Mensch" kann als „Ich-Aktie" individualistisch handeln, seine Karriere auf Kosten anderer vorantreiben, in die „neue Selbstständigkeit" der flexiblen, ungeschützten, deregulierten, prekarisierten Lebensweisen gleiten; neoliberal, hausfrauisiert. Wenn wir gar nicht mehr zu wissen vermeinen, „wer die Frauen sind" (Butler), dann ist der Entpolitisierung und Entsolidarisierung der Frauen das theoretische Konzept gereicht.

Ich weise auf das Verständnis von Feminismus, das 1984 auf der Konferenz von Groningen verabschiedet worden ist (List/Studer 1989). Feminismus gilt als Theorie der Frauenbewegung mit politischer Perspektive und Position, die sich wesentlich an zwei Zielen orientiert: an der Gleichheit, Würde und Entscheidungsfreiheit für Frauen, auf der Basis der Kontrolle der Frauen über ihr eigenes Leben und ihren Körper, innerhalb wie außerhalb des Hauses; an der Beseitigung aller Formen von Ungleichheit, Herrschaft und Unterdrückung durch die Schaffung einer gerechten sozialen und ökonomischen Ordnung, national und international. Darüber hinaus geht es um die Befreiung jeder einzelnen Frau und die Erlangung jener gemeinsamen Macht der Frauen, die notwendig ist, um Veränderungen der Gesellschaftsstruktur zu erwirken; es geht um alle gesellschaftlichen Probleme von Unterdrückung und Herrschaft. Feministische Einsichten aus diesen Bereichen sind zu einer umfassenden feministischen Vision von sozialer Veränderung und Gerechtigkeit zusammenzufassen: nicht nur im Interesse aller Frauen, sondern aller Menschen.

Dieses Verständnis von Feminismus wurde formuliert, bevor mit dem Fall der Mauer zwischen Ost und West die Weltökonomie wankte, die sich seither als neoliberale Globalisierung mit wenig lebensfreundlichen Begleiterscheinungen neu formiert hat. In Anbetracht der gesellschaftlichen Entwicklungen halte ich die feministischen Ansprüche von 1984 für sehr aktuell und widerspreche dem gender-Ansatz mit der Vision der indischen Physikerin und Ökofeministin Vandana Shiva (1989: 235): „Die Rückgewinnung des weiblichen Prinzips heißt: Den Respekt für das Leben in der Natur und das Leben in der Gesellschaft wieder ins Leben zurückrufen. Das ist der einzig mögliche Weg, der in die Zukunft führt."

Literatur:

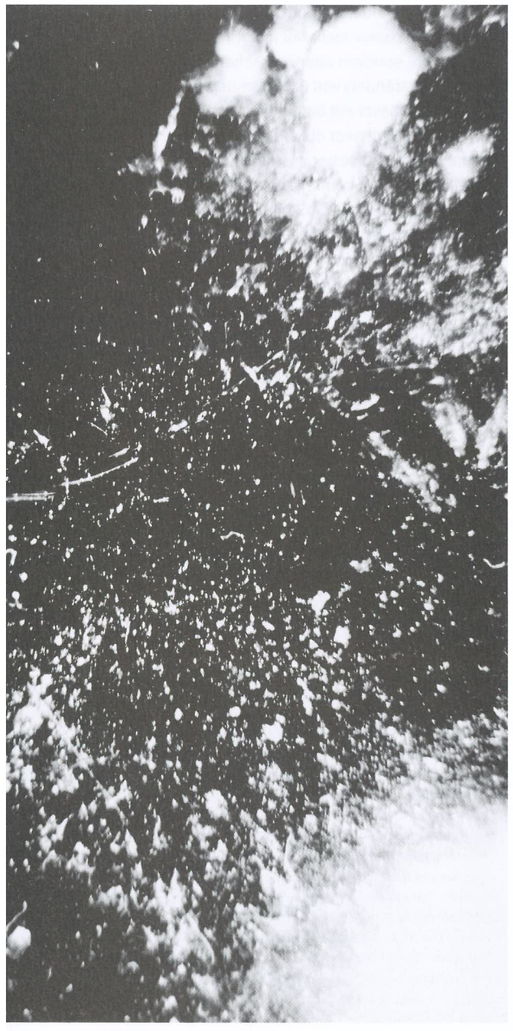
Bennholdt-Thomsen, Veronika (2004): *Gender – in welchem weltanschaulichen Kontext steht der Begriff?* Vortrag an der Universität Klagenfurt, polykopiert
Butler, Judith (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter.* Suhrkamp Verlag: Frankfurt/Main
Gubitzer, Luise (2006): *Wirtschaft ist mehr! Sektorenmodell der Gesamtwirtschaft als Grundlage für Geschlechtergerechtigkeit.* In: Zeitschrift Widerspruch, Heft 50: 17-29
List, Elisabeth / Studer, Hermine (1989): *Denkverhältnisse. Feminismus und Kritik.* Suhrkamp Verlag: Frankfurt/Main
Lutz, Helma (2008): *Vom Weltmarkt in den Privathaushalt. Die neuen Dienstmädchen im Zeitalter der Globalisierung.* Verlag Barbara Budrich: Opladen & Farmington Hills
Schmölzer, Hilde (2005): *Die abgeschaffte Mutter. Der männliche Gebärneid und seine Folgen.* Promedia Verlag: Wien
Shiva, Vandana (1989): *Das Geschlecht des Lebens. Frauen, Ökologie und Dritte Welt.* Rotbuch Verlag: Berlin
Werlhof, Claudia von (1983): *Der Proletarier ist tot, es lebe die Hausfrau?* In: Claudia von Werlhof, Maria Mies und Veronika Bennholdt-Thomsen: Frauen, die letzte Kolonie. Rowohlt Taschenbuch Verlag: Reinbek bei Hamburg: 113–136
Werlhof, Claudia von (2003): *(Haus)Frauen, „Gender" und die Schein-Macht des Patriarchats.* In: Zeitschrift Widerspruch Nr. 44, Zürich: 173–189
Werlhof, Claudia von (2006): *Keine Kapitalismus-Kritik ohne Patriarchats-Kritik!* In: Zeitschrift Widerspruch Nr. 50, Zürich: 99-111

Welche Hierarchien gibt es innerhalb der queeren Szene und welche Rolle spielt die Kategorie gender in diesem Zusammenhang? Wo werden Dualismen wieder belebt, wo überschritten?

MINORITY REPORT(S)?

MINDERHEITLICHKEITEN UND HEGEMONIEN IM KONTEXT DER QUEER THEORY

Barbara Eder



Barbara Eder,
lesbisch, weiß, lebt in Wien und Berlin. Eigentlich prekär, zur Zeit aber Stipendiatin der Uni Wien; arbeitet zu Fremdheitsdarstellungen im AutorInnencomic.

Im Rahmen von *Gay Liberation* und im Kontext des lesbischen Feminismus war *queer* bereits zu Beginn der 70er Jahre[1] in den USA eine gebräuchliche Vokabel zur Selbstbezeichnung. Als eigenständige Bewegung kristallisierte sich *queer* indes erst Mitte der 1980er Jahre heraus. Hierbei war es vor allem ein politisches Moment, der der Bewegung die entscheidende Stoßrichtung gab. Mit dem Neoliberalisierungsschub unter Ronald Reagan und dem Einbruch der AIDS-Krise wurden die bis dato seitens der Schwulen- und Lesbenbewegung geführten Kämpfe um die öffentliche Repräsentation von Sexualitäten für die Mehrheitsgesellschaft sichtbar. Mittlerweile blickt *queer* auf eine mehr als dreißigjährige Bewegungsgeschichte zurück. Was hat sich seither geändert und welche Hierarchien haben sich innerhalb der queeren Szene ausgebildet?

Doing Deviance

Im Zusammenhang mit der queeren Bewegungsgeschichte der 1980er Jahre spricht die Berliner Queer-Theoretikerin Sabine Hark von einem spezifischen *queer moment*. Dieser von Hark konstatierte Zeitpunkt ist in gewisser Weise Voraussetzung dafür, dass *queer* am Beginn des 21. Jahrhunderts die Nischen des Minoritären verlassen konnte: Im Zuge der *sex wars* der 1980er wurde nicht nur vieles von dem bereits Erreichten erneut in Frage gestellt; als seine AkteurInnen an den Rand gedrängt wurden, wurde *queer* überhaupt erst zu einer genuin politischen Bewegung: Bestehende Allianzbildungen zwischen Transsexuellen, Schwulen und Lesben wurden im Rahmen des *queeren* Projekts noch einmal vorangetrieben, sexuelle Devianzkategorien affirmiert und Abgrenzungstendenzen vom heteronormativen Außen ständig aufs Neue reinszeniert.

Die im Zuge der *sex wars* der 1980er so affirmativ gebrauchte Kategorie der „sexuellen Devianz" scheint heute ebenso von der queeren Bildfläche verschwunden zu sein wie die damit verbundene Kritik an jedweder Form der Reproduktion von ehe- und familienähnlichen Verbänden. Dies manifestiert sich insbesondere in aktuellen akademischen und nicht-akademischen Debatten zu Queerness und Bewegungsgeschichte. Forschungsarbeiten zu Homo-Ehe und Adoptionswünschen homosexueller Paare genießen heute eine weitaus breitere Öffentlichkeitswirksamkeit als beispielsweise solche über nicht-staatlich abgesicherte Beziehungsverträge unter Homosexuellen oder Arbeiten zu nicht-reproduktiv ausgerichteten „devianten" Sexualitäten. Im Gegensatz dazu behauptete sich queeres Selbstbewusstsein zu Beginn seiner Entstehung noch in deutlicher Abgrenzung zu „Hetero-Normalitäten" jedweder Art. Was also ist aus dem queeren Projekt geworden?

Aneignungen und Abgrenzungen

Queere soziale Praktiken basieren auf dem Widerstand gegenüber heterosexuellen Normen, die in Paar-Ideologien, Liebeskonzepten und Vorstellungen sexueller und geschlechtlicher Eindeutigkeit eingeschrieben sind. Die partielle Integration, die auch das queere Projekt erfahren musste, ist signifikant für den Umgang mit „Devianz" im Postfordismus: Während Individuen, die sich abseits hetero-normativer Vorschriften bewegen, vormals schlichtweg kriminalisiert wurden, so werden sie heute zwangsbewirtschaftet. Auch Ihnen kommt heute das „Recht" auf das Ausleben ihrer spezifischen Lebensformen zu, die vom Markt längst absorbiert wurde. Mit der Erfindung von schwulem Tourismus, lesbischen Sex-Toy-Vertrieben und dem Anwachsen von virtuellen Transgender-Versandshops werden nicht nur die Bedürfnisse einer neuen Zielgruppe bedient, sondern zugleich auch dem Prozess der Kapitalisierung unterworfen. War queer in den 1980ern noch ein Name für eine schwer administrierbare gesellschaftliche Gruppe, so sind queers heute vorwiegend eines: KonsumentInnen.

Nicht, dass die queere Szene kapitalistischen Aneignungsprozessen nichts entgegen zu setzen hätte; nicht, dass diese sich durch entsprechende Strategien der drohenden Vereinnahmung nicht zu widersetzen wüsste. Mit der sukzessiven Ausdifferenzierung eines bis dato als dual begriffenen Geschlechtersystems sowie der Schaffung neuer geschlechterbezogener Identitätskategorien – von butches, femmes, Drag-Kings und –Queens, Transboys, Transmännern bis hin zu Tomboys und Cybergirls – wehrt *queer* sich gegen ein als heteronormativ begriffenes Außen. Indem die Queer Theory zudem Race, Klasse, gender, Sexualität und Ökonomie zusammen denkt, reflektieren deren VertreterInnen, wie sehr (flexibilisierte) Sexualitäten und ihre Orientierungen mit der gesellschaftlichen Ordnung im Postfordismus verbunden sind.[2] Die Frage nach internen Hierarchien ist dennoch virulent: Welche Hierarchien gibt es innerhalb der queeren Szene und welche Rolle spielt die Kategorie gender in diesem Zusammenhang? Wo werden Dualismen wieder belebt, wo überschritten?

Queer femininities

Die Queer Theory hat sich in regelmäßigen Abständen als äußerst sensibles Instrument zur sozialen Ortung von „Diskriminierungen zur Frau" erwiesen. Die „Kategorie Frau", die feministische Forscherinnen zum Eigengebrauch verwendeten, wurde innerhalb der Queer Theory nicht nur inhaltlich ausdifferenziert und durch die Dekonstruktion von gesellschaftlich konstruierten „straighten" Männlichkeitsbildern erweitert; so wurde gender *auch* als eine die zweigeschlechtliche Unterscheidungspraxis stabilisierende Bezeichnung kritisiert. Während die Aufwertung von Frauen oder Männern gerade mithilfe des Insistierens auf der Geschiedenheit der Welt in zwei Geschlechter möglich ist, arbeiten die VertreterInnen der Queer Theory an der Analyse und Dekonstruktion der aus dieser Unterscheidung erwachsenden Hierarchisierungen und Dichotomisierungen. Die Kritik an der Geschlechterunterscheidung wird selbst zum Thema, denn: Durch die Setzung von Differenzen werden die Unterschiede zwischen Männern und Frauen überhaupt erst hergestellt. Verliert Geschlecht damit seine Rolle im Rahmen SchwuLesBischer Kontexte?

Differenzen *unter* Frauen/Lesben sind nicht weniger groß als jene, die es zwischen den Geschlechtern geben kann. Innerhalb des queeren Konstrukts scheint es dennoch Hierarchien zu geben, die zur Abwertung bzw. Nicht-Beachtung genuin weiblicher Repräsentationsfiguren führen. Feminine gender-Inszenierungen wurden nicht nur in historisch ausgerichteten Forschungsarbeiten kaum berücksichtigt; sie stellen auch gender-performances dar, die oftmals als *nicht queer genug* gelesen werden. Ein beliebtes Beispiel, das diesen Verdacht erhärtet, ist die Figur der *femme*; für den Blick von „Außen" ist diese oftmals nicht als Lesbe zu erkennen. Ohne die *butch* an ihrer Seite bleibt die *femme* auch im queeren Rahmen weitgehend unsichtbar.

Obwohl auch queere „Weiblichkeiten" durchaus in Termen einer *überschrittenen oder subversiv rekonstruierbaren Differenz* zum wie auch immer gearteten biologischen Geschlecht gelesen werden können, sind *femme*-Inszenierungen unterthematisiert – ein Umstand, den Andrea Rick im Rahmen der im letzten September in Berlin abgehaltenen queer- feministischen Tage eingehend thematisiert hat. Rick geht davon aus, dass es vorwiegend transgeschlechtliche oder *butch*-Identitäten sind, die die symbolischen Kapitalien von queer abschöpfen; über die Hintertür werden Männlichkeiten importiert, die – auch wenn *within a little difference* und spielerisch – zum Blickfang der Szene werden. Mit einem im Entstehen begriffenen Sammelband soll dieses Defizit nun wettgemacht werden. Es ist nämlich ein ganz entscheidender Impetus, den *femmes* der queeren Bewegung zurückgeben können: Nämlich den, dass lesbisch-queere Inszenierungen von Weiblichkeiten denen von Männlichkeiten um nichts nachstehen – nicht im Hinblick auf Aktiv-Passiv-Dichotomien und auch nicht in Bezug auf den Subversionsgestus, der queer immer schon eigen war.

Fußnoten:

[1] Als eines der wirkmächtigsten Zeichen der bewegungsübergreifenden Solidaritäten zwischen Transsexuellen, Schwulen und Lesben fungiert der Aufstand gegen die polizeiliche Razzia im Stonewall-Inn am 28. Juni 1969. Dieses Ereignis stellt den Kulminationspunkt des transsexuell-homosexuell motivierten Widerstands gegen die von der Staatsgewalt sanktionierte, strukturell angelegte homophobe Kriminalisierung queerer Lebensformen dar. In Bezug auf ihre Klassenzugehörigkeit waren die TrägerInnen dieses Aufstands größtenteils proletarischer Herkunft (vgl. Bravmann 2003: 240-274).

[2] Brigitta Kuster und Renate Lorenz haben eindrucksvoll darauf verwiesen, wie eng Ökonomie und Begehren miteinander verflochten sind. In ihrem letzten Buch „sexuell arbeiten" thematisieren sie diese Verschränkung am Beispiel des Verhältnisses von KundIn und VerkäuferIn. Diese interaktive Beziehung funktioniert nie allein zweckrational, sondern immer über den Umweg eines libidinösen Mehrwerts: Es handelt sich dabei um ein Flirtverhältnis. (vgl. Kuster; Lorenz 2007)

Literatur:

Bravmann, Scott (2003): *Queere Fiktionen von Stonewall*, in: Kraß, Andreas (Hg.): *Queer Denken. Gegen die Ordnung der Sexualität*. Suhrkamp: Frankfurt/Main

Hark, Sabine (Hg.In) (1996): *Grenzen lesbischer Identitäten*. Aufsätze. Quer-Verlag: Berlin, siehe auch den unveröffentlichten Vortrag von Sabine Hark, *Queer Theory – eine ‚normale' Disziplin an deutschsprachigen Universitäten?'*, abgehalten im Rahmen des Symposions *„Queer Readings"*, September 2006 an der Universität Wien

Rick, Andrea (2007): *Femmes und andere Femininitäten in queeren Subkulturen*, unveröffentlichter Vortrag, Queer-Feministische Tage, September 2007, RAW-Tempel Berlin, siehe auch www.queerleben.de

Rubin, Gayle (1984): *Thinking Sex: Notes for a Radical Theory of the Politics of Sexuality*, in: Vance, Carol S. (Hg.): *Pleasure and Danger: Exploring Female Sexuality.* Boston, 1984. S 267–319, wiederabgedruckt in: Abelove, Henry, Michele Aina Barale u. David M. Halperlin (Hg.): *The Lesbian and Gay Studies Reader.* London 1993, 3–44. Auch in: Kraß, Andreas (Hg.): *Queer Denken. Gegen die Ordnung der Sexualität*. Frankfurt/Main, 2003. S. 31–79.

Kuster, Brigitta und Renate Lorenz (2007): *Sexuell Arbeiten. Eine queere Perspektive auf Arbeit und prekäres Leben*. b_books: Berlin

TRANSPERSONEN ALS GENDERMINDERHEIT AM ARBEITSMARKT

Persson Perry Baumgartinger

Dieser Artikel wird sich nicht mit „der Frauenfrage" auseinandersetzen, weil es sie als Einzahl nicht geben kann. Der übliche und leider noch immer existierende Prototyp „Frau" – Bio-Frau, alphabetisiert, heterosexuell, weiß, EU-Bürgerin aus der Mittelschicht mit Ausbildung, Job, Familie – ist Ausblendung pur und geht an der Realität vorbei.

Persson Perry Baumgartinger
(ver-)sucht und (er-)stellt transinterqueere Räume. Queer Linguistics. Körper- und Energiearbeit. Gründer von Queeropedia, Mitbegründer von DISKURSIV – Verein zur Verqueerung gesellschaftlicher Zusammenhänge.
www.queeropedia.com
www.diskursiv.at

Diese Ausgabe der *Stimme* beschäftigt sich mit der Thematik gender und Minderheit. Vielen wird dabei sofort *die* so genannte „Frauen-Frage" einfallen. Wobei mit „*der* Frauenfrage" meist Stichworte wie Gehaltsschere, Unterdrückung durch Männer etc. verbunden werden. In diesem Artikel wird Genderminderheit auch nicht automatisch gleichgesetzt mit Frau_en als Minderheit_en[1]. Hier soll es um TransPersonen gehen. Personen, die durch das Zweigeschlechtersystem immer wieder ins gesellschaftliche Out geworfen werden, die pathologisiert und zu einem der zwei Geschlechter Mann/Frau gedrängt werden, deren Geschlechter"identität" viele vor den Kopf stößt und diese mit der (eigenen) Konstruiertheit von Geschlechtern konfrontiert etc. Aber auch Personen, die, wenn sie als eins der zwei Geschlechter Mann/Frau durchgehen, ziemlich „unsichtbar" sind und, z.B. als weiße, berufstätige, heterosexuelle (Trans-)Männer in der Mittel- und Oberschicht, zum Großteil ganz gut von heteronormativen Privilegien profitieren können.

Zuerst – einmal mehr – eine Begriffsklärung

TransPersonen werden meist schnell mal mitgenannt, wenn von Schwulen, Lesben und Bisexuellen die Rede ist, obwohl es bei Trans* vordergründig nicht um Begehren, sondern um Geschlecht geht. Trans* ist also keine parallele Begehrensform zu heterosexuell oder bisexuell, sondern eine Geschlechterform wie Intersex oder Mann u.a. Dieser kleine, aber feine Unterschied ist anscheinend nicht immer klar, kann aber im Transen-(Bürokratie-)Alltag entscheidend sein.

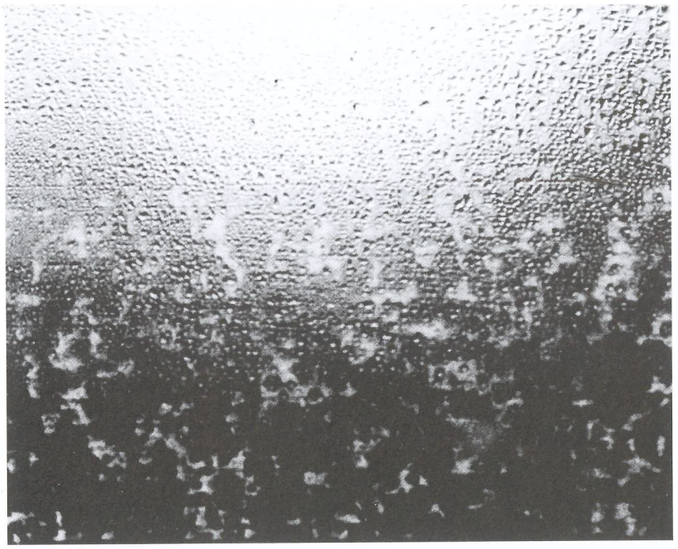
In dem Artikel werden verschiedene Begriffe verwendet: *TransPerson* ist ein relativ neutraler Überbegriff für den kunterbunten Geschlechterfächer. Damit meine ich alle Menschen, die auf die eine oder andere Art und Weise heteronorm festgesetzte Geschlechtergrenzen überschreiten, seien es u.a. Tunten, Transsexuelle, Genderqueers, Intersexuelle aber auch Personen, die per Fremddefinition als geschlechterüberschreitend wahrgenommen werden. *Transsexuell* bezeichnet meist TransPersonen, die auf die eine oder andere Weise eines der zwei Geschlechter Mann/Frau leben. Dazu gehören oft auch körperliche Veränderungen mittels Hormoneinnahme, Operationen und/oder bürokratische Veränderungen wie Namens- und Personenstandsänderung. *Transgender* steht in dem Artikel für den unsagbar großen Fächer an Geschlechtern, die der heteronormativen Geschlechtereinteilung Bio-, Trans- bzw. Intersex-Mann/Frau nicht entsprechen (wollen) wie gender bender, queers, intergender by design etc. pp.

Diese Einteilung ist eine temporäre und hat keinen Anspruch auf eine immerundewig gültige Definition (mehr dazu s. queeropedia [print] oder www.queeropedia.com).

Hintergründe und Zahlen zu TransPersonen in Österreich

Es ist ziemlich schwierig herauszufinden, wie viele TransPersonen in Österreich leben. Rückschlüsse darauf lassen sich bis jetzt – wenn überhaupt – nur über Sekundär-Parameter wie z.B. Personenstandsänderungen (Geschlechtseintrag in der Geburtsurkunde wird von Mann auf Frau bzw. umgekehrt geändert) ziehen.

Bis 2003 wurden in Österreich 247 Personenstandsänderungen vorgenommen (vgl. Speckmayer 2005). Dazu muss gesagt werden, dass nicht nur TransPersonen Personenstandsänderungen vornehmen lassen, sondern auch z.B. Intersex-Personen, und dass nicht alle TransPersonen ihren Personenstand ändern. Einerseits weil sie es gar nicht anstreben, einem eindeutigen Geschlecht Mann/Frau zugeordnet zu sein, und andererseits, weil eine Personenstandsänderung in Österreich ein steiniger, anstrengender und finanziell aufwändiger Weg ist: mind. 50 Stunden psychologische Zwangstherapie, 1 Jahr Alltagstest, viele unterschiedliche ärztliche Untersuchungen, etliche psychologische, psychodiagnostische und psychiatrische Gutachten unter der Zwangsdiagnose „F64.0 Transsexualität" nach ICD-10, ca. 1 Jahr Hormoneinnahme, operative „Angleichung" an „den" Männer- bzw.



Frauenkörper, Zwangssterilisation etc. Die meisten Maßnahmen müssen von den TransPersonen selbst bezahlt werden, einige werden von den Krankenkassen übernommen. Bis zur Aufhebung des Transsexuellen-Erlasses durch den Österreichischen Verfassungsgerichtshof am 8. Juni 2006 war es verheirateten TransPersonen auch nach diesen ganzen Maßnahmen nicht möglich ihren Personenstand zu ändern, ohne sich vorher scheiden zu lassen. Die Einnahme von Hormonen und die so genannten „geschlechtsangleichenden" Operationen stellen allerdings nicht für alle TransPersonen einen Zwang dar, sondern oft auch eine Erleichterung. Der Zwang ist eher die Performance drumherum, wie die „freiwillige" Deklaration psychisch gestört zu sein oder die vielen Gutachten und der gesellschaftliche Druck, einem bestimmten Geschlecht zugehörig sein zu müssen, um beim Semmelkauf in der Bäckerei als Frau nicht andauernd mit „Sie wünschen, mein Herr" genervt zu werden.

Nach den Angaben von Speckmayer könnte also von einer offiziellen Zahl von 200–250 TransPersonen in Österreich bis 2003 ausgegangen werden, die Frauenratgeberin des BMGF spricht von ca. 300–400 Transsexuellen in Österreich.

Bei Statistik Austria finden sich keine Auskünfte über Nicht-Männer/-Frauen. Nicht einmal bei den Geburten, obwohl bei ca. 20–25 von 80 000 Neugeborenen bei der Geburt ein Geschlecht Mann/Frau nicht eindeutig zugeordnet werden kann (vgl. Matt 2006). Auch das sind noch keine wirklich aussagekräftigen Zahlen zu Intersexuellen in Österreich, weil sich die körperlich definierte Erscheinung Intersexualität u.a. auch erst in der Pubertät zeigen kann.

Bleiben wir also zusammenfassend bei ca. 200–400 TransPersonen in Österreich, wobei von einer viel höheren Zahl ausgegangen werden kann.

TransPersonen am Arbeitsmarkt

Auch das Arbeitsmarktservice (AMS) Österreich bietet keinerlei Einblicke über den Tellerrand heteronormativer Geschlechternormen. In dem ganzen 85 Seiten langen Bericht über Arbeitsmarktstatistik 3. Quartal 2007 z.B. wird die Situation von TransPersonen kein einziges Mal erwähnt, als hätte der Arbeitsmarkt noch nie TransPersonen gesehen. Migrant*en bekommen übrigens (unter dem unsäglichen Begriff „Ausländ*") ganze 4 Zeilen. Ein erbärmliches Ergebnis.

Es gibt also soweit keine Zahlen von TransPersonen am Arbeitsmarkt. Zumindest nicht von offiziellen Stellen, die sich eigentlich darum kümmern sollten.

In Gesprächen mit TransPersonen selbst und Trans-Organisationen wie TransX oder Mike's Transfer, die TransPersonen schon seit Jahren in verschiedenen Bereichen beraten, wird deutlich, dass diese immer wieder Schwierigkeiten am Arbeitsmarkt haben. Sie werden entweder aufgrund ihrer geschlechtlichen Uneindeutigkeit (aber eigentlich aufgrund der gesellschaftlich geforderten und immer wieder produzierten zweigeschlechtlichen Eindeutigkeit) oder als „geschlechterwechselnde" Menschen diskriminiert: als Arbeitsuchende genauso wie als Arbeitnehmende und vermutlich auch als Arbeitgebende. Da in Österreich Zeugnisse nicht umgeschrieben werden können, müssen TransPersonen sich z.B. immer mit Zeugnissen mit ihren alten Namen und Geschlechtseinträgen bewerben – für viele Arbeitgebende Grund genug, den Job jemand anderem zu geben. TransPersonen sind deshalb oft nicht bis schlecht vermittelbar. Outen sie sich in einem laufenden Arbeitsverhältnis, müssen sie oft mit verbalen Attacken rechnen (transphobe Witze, verstärkte anzügliche und sexuelle Übergriffe v.a. bei TransFrauen etc.). Einige werden gemobbt oder unter fadenscheinigen Gründen gekündigt. Viele TransPersonen wechseln daher „freiwillig" ihre Arbeitsstelle bzw. ihren Beruf, um dem zu entgehen, oder leben ein Doppelleben (z.B. Männerrolle in der Arbeitszeit, Frauenrolle in der Freizeit).

Da es bislang zu TransPersonen und Arbeitsmarkt keine relevanten Studien, Erhebungen oder Statistiken gibt, die ihre Situation aufzeigen, sind AMS und andere (Selbst-)Organisationen, die TransPersonen betreuen, oft uninformiert und können ihrer Beratungstätigkeit nicht sinnvoll nachgehen. Auch wenn TransPersonen eigentlich durch das Bundesgleichbehandlungsgesetz in Arbeitsverhältnissen vor „Diskriminierung aufgrund des Geschlechtes" geschützt sein sollten, ist das mehr eine Alibifunktion als Realität: das Gesetz ist nämlich überhaupt nicht auf die Bedürfnisse von TransPersonen ausgerichtet.

Der Verein *DISKURSIV – Verein zur Verqueerung gesellschaftlicher Zusammenhänge* führt nun im Auftrag von *maiz* im Rahmen des vom Bundesministerium für Wirtschaft und Arbeit finanzierten Projektes *Collective Start* eine Studie zur Situation von TransPersonen am Arbeitsmarkt durch. Ziel der Studie ist es, einen Bogen rund um die verschiedenen Bereiche zu spannen. Die Studie soll erstmalig einen Status Quo der Situation von TransPersonen am Arbeitsmarkt aufzeigen.

Fußnote:

[1] Zu _ oder * und anderen queeren Sprachstrategien s. Baumgartinger 2007a

Literatur:

Baumgartinger, Persson Perry (2007a): *Geschlechtergerechte Sprache? Über queere widerständige Strategien gegen diskriminierenden Sprachalltag.* In: Stimme von und für Minderheiten Nr. 62, Frühjahr 2007, Wien.

Baumgartinger, Persson Perry (2007b): *queeropedia* [print], hg. vom Referat für HomoBiTrans-Angelegenheiten der Universität Wien, Wien.

Bundeskanzleramt Frauen: *Frauenratgeberin des BMGF*; www.frauenratgeberin.at/cms/frauenratgeberin/stichwort_thema.htm?thema=SE&doc=CMS1101378176125; 22.2.2008

Matt, Eva: *Intersexualität und Recht.* In: die universität online, 8.11.2006; www.dieuniversitaet-online.at/beitraege/news/intersexualitat-und-recht/10.html; 25.2.2008

Speckmayer, Susanne: *Behandlung von Transsexualität in Österreich*, 2005; www.gruene-andersrum.at/oesterreich/artikel/lesen/810; 15.2.2008

FEMINISMEN DER VIELFALT

Luzenir Caixeta

Dieser Text wird nicht die Gründe der „weißen Solipsismen" in Bezug auf die minorisierten Frauen in der etablierten feministischen Theorie analysieren. Viel mehr sollen die dissidenten Strömungen innerhalb der Feminismen vorgestellt werden, die protagonistisch von marginalisierten Minderheiten besetzt werden.

Luzenir Caixeta
ist Mitbegründerin von maiz, wo sie als Koordinatorin des Sozialbereichs, als Beraterin und als Wissenschaftlerin tätig ist. Studium der Philosophie und Befreiungstheologie in Brasilien. Promotion in Sozialethik in Österreich, wo sie seit 1995 lebt.

Die Debatte über „Rassismus und Feminismus" wurde in Europa – im Vergleich zu den USA – erst mit Verspätung Teil der feministischen Auseinandersetzung. In der deutschsprachigen mehrheitsgesellschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung gibt es bis jetzt noch unzureichende systematische Auseinandersetzungen und Stellungnahmen zum Zusammenwirken von Sexismus, Rassismus und Klassismus sowie zu differenzierten Lösungsperspektiven. In der Diskussionsphase[1] zu Beginn der 1990er Jahre war zumindest das Erschrecken über die rassistischen „Blindheiten" innerhalb der Frauenbewegung groß.[2]

Die „Anderen" im Feminismus

Der Blickwinkel Feministischer Theorie verschob sich hin zur Frage nach den spezifischen Verankerungen des Geschlechterverhältnisses von den materiellen, symbolischen und ideologischen Strukturen der Gesellschaft. Angeregt wird eine kritische Selbstreflexion bisheriger Umgangsform mit dem „Anderen" im Feminismus: Dabei wird vor allem die unzureichende Aufmerksamkeit gegenüber der gesellschaftlichen Ausgrenzung von Frauen aus soziopolitischen Minderheitengruppen bemängelt. Zentraler Punkt der Debatte sind damit die Differenzen innerhalb der Kategorie Frau (Überwindung der pauschalisierenden und homogenisierenden Bilder von Frauen aus Minderheitengruppen) sowie der Streit um die fehlende bzw. reduzierte Repräsentation minorisierter Frauen in der Frauenbewegung und –forschung[3] (Stötzer 2004: 27).

Interessanterweise werden im Migrationskontext Frauen und Männern traditionelle Geschlechterrollen zugeschrieben. Die weiße feministische Theorie der letzten Dekaden hinterfragte die Zweigeschlechtlichkeit in den Gesellschaften der EU, wiederholte aber die ethnologischen und ethnozentrischen Prämissen in anderen Gesellschaften und zementierte die Wahrnehmung von Frauen und Männern in traditionellen und zweigeschlechtlichen Rollen. Dieser Widerspruch zwischen Theorie und Praxis beinhaltet eine kolonialistische Prägung. Die Welt wird wie früher in traditionelle und westliche Kulturen geteilt (Bueno 2005: 43). Die Frauenmigration Ende der 1990er Jahre in die europäischen Länder macht diese kulturalistische Teilung deutlich. Frauen aus Kontinenten wie Lateinamerika, Afrika und Asien kommen, um die Lücke der Reproduktions- und Dienstleistungsarbeit – die sogenannte Weltkette der Fürsorge (Arlie Russel), die ein weibliches Geschlecht hat – auszufüllen.

Paradoxerweise hat die neue Ordnung der Globalisierung nicht nur den Weltmarkt in Bewegung gesetzt, sondern auch die Menschen, da Migration ein Bestandteil dieser Ordnung ist. Und gerade diese Menschen, die Migrantinnen, zusammen mit anderen Minderheiten, hinterfragen die ethnozentrischen Maßstäbe und die zugeschriebenen traditionellen Geschlechterrollen.

Dissidente Strömungen[4]

In den letzten Jahren wurde weltweit eine Reihe von Autorinnen bekannt, die die Meinung vertritt, dass der neue Feminismus viel weiter über die alten Forderungen der weißen, westlichen und heterosexuellen Frau aus der Mittelschicht nach rechtlicher Gleichstellung hinausgehen muss. Die Aufmerksamkeit soll jenen Frauen gelten, die seit jeher marginalisiert sind, und es sollen die Ursachen bekämpft werden, die zur Unterscheidung aufgrund von Klasse, Ethnie und gender führen.

Die Rhetorik über die genderspezifische Gewalt unterwandert die Medien zunehmend und lädt dazu ein, sich den Feminismus weiterhin als politischen Diskurs vorzustellen, der sich am dialektischen Gegensatz zwischen Männern (als den Herrschenden) und Frauen (als den Opfern) festmacht. Hingegen entwickelt der moderne Feminismus neue politische Konzepte und Handlungsstrategien, die das in Frage stellen, was bis jetzt als allgemein gültig galt: dass nämlich das politische Subjekt des Feminismus die Frauen sind – das heißt, Frauen in ihrer vordefinierten biologischen Realität, aber vor allem Frauen nach einer bestimmten Vorstellung: weiß, heterosexuell, unterwürfig und aus der Mittelschicht. Aus diesem Prozess des Infragestellens entstehen – wie es Beatriz Preciado sehr treffend bezeichnet – neue Feminismen der Vielfalt, Feminismen für die Ausgeschlossenen, Projekte zur kollektiven Transformation für das 21. Jahrhundert.

Diese dissidenten Feminismen werden ab den Achtzigerjahren sichtbar, als in aufeinanderfolgenden Wogen der Kritik die Subjekte, die vom gut gemeinten Feminismus bisher ausgeschlossen waren, beginnen, die Verwässerung und Unterdrückung ihrer revolutionären Visionen zu kritisieren. Das führte zu einem grauen, genormten und puritanischen Feminismus, der in den kulturellen, sexuellen oder politischen Unterscheidungen eine Bedrohung seines heterosexuellen und eurozentristischen Frauenbilds sieht. Es ging also um ein kritisches Erwachen des „Proletariats des Feminismus", dessen verachtete Subjekte die Migrantinnen, Huren, Lesben, Geschändeten, Transsexuellen, alle nicht weißen Frauen, Musliminnen etc. sind, also eigentlich fast alle von uns.

Verrückungen

Dieser Wandel des Feminismus wird durch ein sukzessives Aus-der-Mitte-Rücken des Subjekts Frau erreicht, quer durch alle Bereiche. Zugleich wird der für natürlich und universell gehaltene Charakter des Frauseins in Frage stellt. Die erste dieser Verrückungen stammt von schwulen und lesbischen TheoretikerInnen, wie Michel Foucault, Monique Wittig, Michael Warner oder Adrienne Rich, die die Heterosexualität als politisches Herrschaftsinstrument definieren, als Kontrollmechanismus, der den Unterschied zwischen Männern und Frauen herstellt und den Widerstand gegen diese Normierungen für krankhaft erklärt. Judith Butler und Judith Halberstam halten an den Prozessen der kulturellen Zuschreibung und der Stilisierung des Körpers fest, durch die die Unterschiede zwischen den Geschlechtern normiert werden, während Donna Haraway und Anne Fausto-Sterling das Vorhandensein von zwei Geschlechtern als biologische Gegebenheit unabhängig von den wissenschaftlich-technischen Prozessen ihrer Konstruktion und Repräsentation in Frage stellen. Auf der anderen Seite erhoben sich, gleichzeitig mit der Emanzipationsbewegung der Schwarzen in den Vereinigten Staaten und der Entkolonialisierung der so genannten Dritten Welt die kritischen Stimmen gegen die rassistischen Vorstellungen des weißen und kolonialistischen Feminismus. Mit Angela Davis, bell hooks, Gloria Anzaldua oder Gayatri Spivak kommen die Projekte des schwarzen, postkolonialen, muslimischen oder in der Diaspora entstehenden Feminismus auf, der die Gesellschaft zwingen wird, den Begriff gender in seinem ursächlichen Zusammenhang mit geopolitischen Unterschieden zwischen Ethnie, Klasse, Migration, Menschenhandel u.a. zu überdenken.

Dieser neue Feminismus zeigt uns z.B., dass der beste Schutz gegen genderspezifische Gewalt das Erringen wirtschaftlicher und politischer Macht von Frauen und Migrantinnen-Minderheiten ist. Das Ziel dieser feministischen Programme ist daher nicht nur die Befreiung der Frauen oder die Erreichung ihrer gesetzlichen Gleichstellung, sondern die Zerstörung aller politischen Regelwerke, die die Unterschiede zwischen Klasse, Ethnie, gender und Sexualität festschreiben. Auf diese Weise wird der Feminismus zu einer künstlerischen und politischen Plattform mit einer Zukunftsvision für alle.

Fußnoten:

[1] Seit Beginn der 1970er Jahre lässt sich die Theoriebildung zum Geschlechterverhältnis in drei Phasen klassifizieren: Gleichheit (Gleichbehandlung in Form von gleichen Chancen für Frauen wie Männer), Differenz (Schwerpunkt: Differenz und Ungleichverhältnis zwischen Frauen und Männern, nämlich jenem der unterschiedlichen Ausgangsbedingungen und der unterschiedlichen sozialen, ökonomischen, politischen und symbolischen Positionen. Maßnahmen: Quoten und spezielle Gesetze zum Schutz von Frauen) und Diversität (Poststrukturalismus-Dabatte, Dialog zwischen antirassistischen Ansätzen und dekonstruktivistischer Kritik) – vgl. Gutiérrez Rodríguez 1996.

[2] Vor allem durch kritische Stellungnahmen von Migrantinnen und Schwarzen Frauen in Deutschland wie Katharina Oguntoye, May Ayim, FeMigra, Benin Özlem Otyakmaz, und Encarnación Gutiérrez Rodroguez konnte eine vielfältige Diskussion entstehen. Ein wichtiger Referenzrahmen dieser Entwicklung ist die Kritik der Womn of Color in den USA in den 1980er Jahren – u.a. Combahee, River Collective, Cherrie Moraga, Gloria Anzaldua, bell hooks und Angela Davis.

[4] Dieser Teil basiert grundsätzlich auf dem Text der Philosophin Beatriz Preciado: Reportage: Mujeres en los márgenes, 2007.

Literatur:

Bueno, Jael (2005): *Die Paradoxien von Geschlechterrollen im Migrationskontext.* In: AEP Informationen – Feministische Zeitschrift für Politik und Gesellschaft. Nr. 4/2005, S. 42-45

Caixeta, Luzenir (2000): *Erlaubnis? Wir bitten nicht darum! Feministische Migrantinnen reflektieren über ihre Erfahrungen und Perspektiven in Österreich.* In: Frauensolidarität 2/2000, S.20-23. Ebenfalls erschienen in: Der Apfel (2000)5, S.8-10, Politischer Antirassismus. Erfahrungen und Perspektiven, BUM – Büro für ungewöhnliche Maßnahmen (Hg.), Wien 2003, S.30- 32

Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (1996): *Frau ist nicht gleich Frau, nicht gleich Frau, nicht gleich Frau ... Über die Notwendigkeit einer kritischen Dekonstruktion in der feministischen Forschung.* In: Fischer, Marie-Louise (Hg.): Kategorie Geschlecht: Empirische Analysen und feministische Theorien. Opladen: 163-190

Preciado, Beatriz (2007): *Reportage: Después del Feminismo. Mujeres en los márgenes*, In: El País 13.01.07 www.elpais.com/articulo/semana/Mujeres/margenes/elpepuculbab/20070113elpbabese_1/Tes

Stötzer, Bettina (2004): *InDifferenzen: feministische Theorie in der antirassistischen Kritik.* Argument-Verlag: Hamburg

ZUSCHREIBEN ODER ERNSTHAFTES BEKÄMPFEN

ZWANGSVERHEIRATUNG AUS DER PERSPEKTIVE VON PEREGRINA[1]

Gamze Ongan

Die bloße diskursiv-öffentliche Zuschreibung von Gewalt zu einer bestimmten Tradition, Kultur oder Religion verhindert diese nicht. Eine ernst gemeinte Bekämpfung der Gewalt an Migrantinnen bedarf der Bereitschaft, die Fremdengesetzgebung radikal zu reformieren.

Gamze Ongan
Chefredakteurin der Stimme, ist Obfrau des Vereins Peregrina, Bildungs-, Beratungs- und Therapiezentrum für Migrantinnen.
www.peregrina.at
http://bildungsprojekte.peregrina.at

Es sind zwei persönliche Erlebnisse aus dem Jahr 2006, die für mich bis heute für die irritierenden Auswirkungen der österreichischen Debatte über die Zwangsehe stehen. Beim ersten Mal wurden meine zwei Freundinnen und ich in einem Kaffeehaus im ersten Wiener Gemeindebezirk von einem unbekannten Mann am Nebentisch gefragt, welche Sprache wir denn sprechen. Als wir widerwillig zurückgaben, dass es Türkisch sei, fragte er uns ansatzlos, ob *wir auch zwangsverheiratet* seien. Beim zweiten Ereignis kam es nicht einmal zu einer Frage, als der Gastwirt in einem steirischen Skiort meine türkische Herkunft erfuhr, kommentierte er anerkennend: „Du bist eine Geflohene!" Er wollte mir damit sagen, dass ich wohl Glück gehabt habe und der patriarchalen Unterdrückung in meinem Herkunftsland Türkei durch Migration entkommen konnte.

Gleichzeitig häuften sich die Anfragen an *Peregrina* bezüglich Zwangsverheiratung. Diese kamen aber in den seltensten Fällen von den betroffenen Frauen, die Schutz und Rat suchten. Eine alarmierte und besorgte Öffentlichkeit wollte Daten, Fakten, Geschichten über die Opfer der Zwangsverheiratung hören. Es war eine Zeit, in der wir uns ernsthaft Sorgen gemacht haben, ein massives Problem verschlafen zu haben. Aber wie ist es dazu gekommen, dass dieses Thema den öffentlichen Diskurs über Zuwanderung auf einmal so massiv dominiert? Und warum spüren wir von *Peregrina* so großes Unbehagen?

Der folgende Beitrag versucht die österreichische Zwangsehediskussion aus der Perspektive einer Beratungseinrichtung von und für Migrantinnen nachzuzeichnen und gleichzeitig aufzuzeigen, wo der mögliche Schaden dieser lautstark geführten Debatte liegt und warum der Nutzen ausbleibt.

Es soll auch versucht werden, anhand der Beratungstätigkeit aufzuzeigen, wie die Unterstützung und der Schutz der von der Zwangsverheiratung bedrohten Mädchen an der Fremdengesetzgebung scheitert und warum gerade die Gesetzgebung Frauen daran hindert, aus Gewaltbeziehungen auszubrechen.

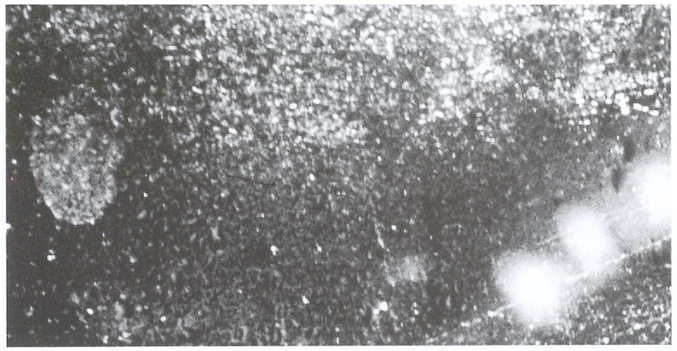
Rangordnung der Probleme

Jährlich suchen rund 2200 Frauen *Peregrina* auf, um die Angebote Rechts- und Sozialberatung, psychologische Behandlung und Therapie sowie Deutschkurse in Anspruch zu nehmen. Nach den Statistiken über die letzten zehn Jahre bewegt sich der Anteil der Klientinnen, die familiäre Gewalt erfahren, zwischen fünf und sieben Prozent. Die Kategorie „finanzielle Notsituationen" bzw. „Armut" hingegen ist in diesem Zeitraum von sechs auf 22 Prozent gestiegen. Die anderen großen Themen, mit denen Migrantinnen *Peregrina* aufsuchen, betreffen das Aufenthaltsrecht, insbesondere die Familienzusammenführung sowie den Zugang zum Arbeitsmarkt, die Dequalifizierung und prekäre Arbeitsbedingungen. Diese konkreten Fakten scheinen aber die Öffentlichkeit nicht oder sehr selten zu interessieren, während die öffentliche Debatte um junge Frauen und die Zwangsverheiratung immer lauter wird.

Es stellt sich die Frage, was ausschlaggebend für die Rangordnung der Probleme ist. Reden wir vielleicht lieber über solche, deren Ursprung wir den „rückständigen" MigrantInnen zuschreiben können? Solche, die vermeintlich nichts mit „uns" zu tun haben?

Die Karriere der Zwangsehe

Das Symbol für die „unterdrückte Migrantin" war jahrelang das Kopftuch. Es erfüllte seine Funktion, indem es gut sichtbar die unsichtbare strukturelle Gewalt verschleierte, die das Leben der Migrantinnen in Österreich bestimmt. Die Debatte um die Zwangsverheiratung hat derzeit eine ähnliche Funktion. Österreich steckt inmitten eines Diskurses, in dem die „Kultur" der ZuwanderInnen für alle Bereiche herhalten muss, die im gesellschaftlichen Zusammenleben nicht funktionieren.



So ist der Aufstieg der Zwangsheirat auf der Rangordnung der so genannten traditionsbedingten Gewalttaten beispiellos. Ob es ein Zufall war, dass der Höhepunkt der Debatte in die Zeit fiel, in der die österreichische Regierung bis ans Äußerste gegangen ist, die Aufnahme der EU-Beitrittsverhandlungen im Oktober 2005 mit der Türkei zu verhindern, sei dahingestellt. Die öffentliche Debatte über die so genannten Parallelgesellschaften, die sowohl die Wiener Landtagswahlen im Jahr 2005 als auch die folgenden Nationalratswahlen 2006 begleitete, lässt ebenso den Zweifel aufkommen, ob die Entdeckung der Frauenrechte der Migrantinnen nicht entweder ein polarisierendes Wahlkampfthema für rechte Populisten oder zumindest ein vorgeschobenes Thema für ganz andere politische Forderungen war und ist. Man denke nur an den Wahlspruch der Freiheitlichen Partei Österreich (FPÖ) „Freie Frauen statt Kopftuchzwang". Und das genau von jener Partei, die Frauenrechte herzlich wenig interessieren, wenn es nicht um die islamische Welt oder die türkische Minderheiten geht.

Die Antwort der österreichischen Frauenpolitik fällt in die zweite Regierungsperiode der ÖVP-FPÖ/BZÖ-Koalition. Die im Jahr 2005 vom Bundesministerium für Gesundheit und Frauen in Zusammenarbeit mit den Ministerinnen für Äußeres, Inneres, Justiz, Bildung und Generationen vorbereitete Broschüre *Maßnahmen gegen traditionsbedingte Gewalt*[2] bezeichnet Zwangsheirat, Genitalverstümmelung und Ehrenmorde alternierend als traditionelle, kulturelle und rituelle Gewaltpraktiken. Im Treffen der EU-GleichstellungsministerInnen unter österreichischem Vorsitz im Jänner 2006 in Brüssel wurde das *Network against Harmful Traditions – NAHT* ins Leben gerufen.

Geblieben ist der öffentlich geführte Sensationsdiskurs. Angesichts des möglichen Schadens, der entstehen kann, indem die Eheschließungen zwischen Menschen bestimmter Ethnien als Zwangsehen und deren Eltern als potentielle Täter verdächtigt werden, bleibt zu hoffen, dass über die Skandalisierung hinaus vielleicht auch ernsthafte Maßnahmen zum Schutz der jungen Frauen geplant und umgesetzt werden, die in der Tat zwangsverheiratet werden sollen oder sich in einer Zwangsehe befinden.

Es sollte aber ebenfalls Gehör finden, wenn auf die mindestens genauso wichtigen Probleme der Migrantinnen hinweisen wird, welche mit ihrer Herkunft, ihren Traditionen oder ihren Kulturen beim besten Willen nichts zu tun haben: Diese Probleme sind für ihren Alltag und vor allem hinsichtlich ihrer Zukunft mindestens genauso bedeutend wie die Zwangsverheiratung. Denken wir an die Bildungschancen, an Rechtsunsicherheit, Armut und vieles andere mehr. Wie kommt es, dass in Bezug auf die skandalisierten Geschlechterbeziehungen zumindest verbal alle bereit sind, zu einer Veränderung beizutragen, während in Bezug auf Zugang zu Arbeitsmarkt, Bildung und Aufstiegschancen das Interesse an Gleichberechtigung gleich wieder schwindet?

Unbehagen benennen

Im öffentlichen Diskurs wird das Thema „Gewalt" im Migrationskontext vor allem auf „kulturell bedingte Faktoren" reduziert. Die wiederholte Reproduktion des Bildes der unterdrückten, zwangsverheirateten Migrantin suggeriert, dass Gewalt ein kulturelles Problem sei und somit nur mit Anpassung an westlich-demokratische Werte zu bekämpfen sei. Es ist jedoch die auf den ersten Blick nicht sichtbare strukturelle Gewalt, die gerade im Migrationskontext in vielfältiger Form existiert und oftmals ein Ausbrechen aus familiären Gewaltsituationen für die Einzelne unmöglich macht. So bekommen Frauen, die im Rahmen der Familienzusammenführung nach Österreich kommen, keinen eigenen Aufenthaltstitel. Nach dem Fremdenrecht ist ihr Aufenthaltsstatus an den ihrer Ehemänner gebunden. Nach dem Niederlassungs- und Aufenthaltsgesetz kann diese Gruppe von Frauen bei Trennung oder Scheidung ihre Niederlassungsbewilligung verlieren. Darüber hinaus ist ihnen durch das Ausländerbeschäftigungsgesetz der Zugang zum Arbeitsmarkt verwehrt, so dass sie von ihren Ehemännern ökonomisch abhängig sind. Zahlreiche sozialrechtliche Bestimmungen schließen die MigrantInnen aufgrund ihrer Staatsbürgerschaft von grundlegenden sozialstaatlichen Leistungen aus. Frauen müssen ausbeuterische Arbeitsverhältnisse eingehen und in diesen bleiben, weil sie im Falle der Arbeitslosigkeit um ihr Aufenthaltsrecht fürchten müssen. Und im Endeffekt eröffnen die immer restriktiver werdende Einwanderungsbestimmungen nur noch die Möglichkeit einer (Zwangs-)Heirat oder eines illegalisierten Aufenthalts. Solche Migrationsformen, welche im Rahmen einer feminisierten Migration zunehmen, sind verbunden mit Ausbeutungsverhältnissen, Abhängigkeiten und münden schlussendlich auch im Frauenhandel.

Diese Formen struktureller Gewalt haben fatale Auswirkungen auf die Einzelne: Mit häuslicher Gewalt konfrontierte Migrantinnen harren deutlich öfter in erniedrigenden Beziehungen und Situationen aus als Herkunftsösterreicherinnen. Das relative Armutsrisiko ist nach Angaben des *Migrantinnenbericht 2007* der Bundesministerin für Frauen unter Migrantinnen im Durchschnitt mehr als doppelt so hoch wie unter der Restbevölkerung.

Institutionelle Diskriminierungen begleiten die Migration von Frauen mit stetiger Rechtsunsicherheit und Exklusion. Wirksame Prävention im Bereich familiärer Gewalt kann erst greifen, wenn Betroffene rechtlich, sozial und gesellschaftlich ausreichend abgesichert sind. Die Zuschreibung und Identifikation von Gewalt und die rechtlichen Regulierungen nur in diesem Bereich können nicht für eine Veränderung stehen. Für die wirkliche Bekämpfung von Gewalt müssen umfassende rechtliche Bedingungen geschaffen werden, so dass Frauen und Mädchen selbst bestimmt leben können, ohne sich von allen sozialen Zugehörigkeiten verabschieden zu müssen.

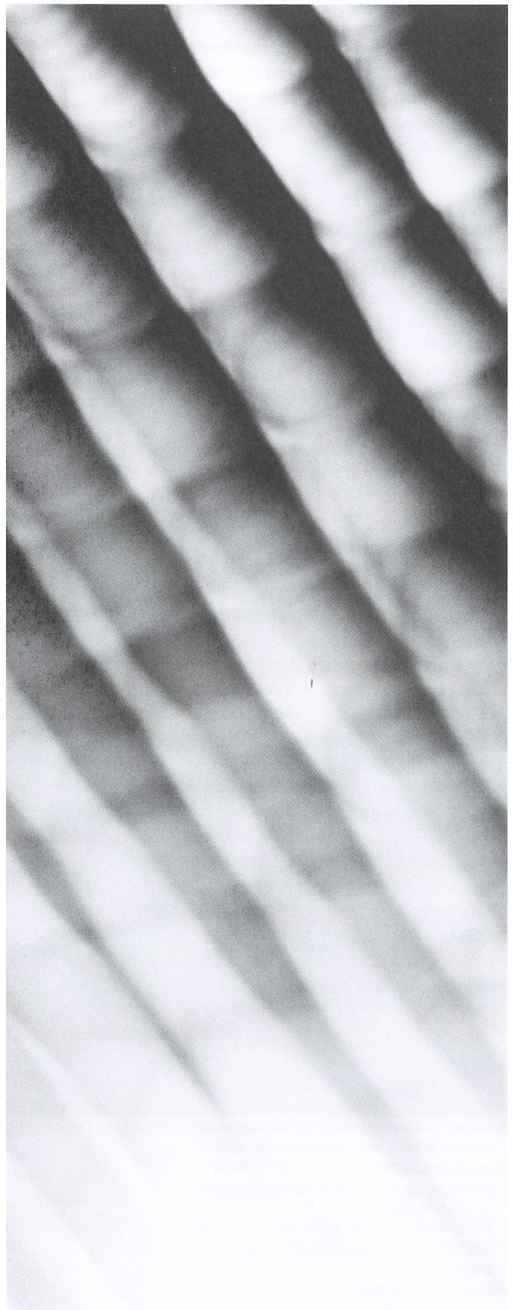
Fußnoten:

[1] Die ungekürzte Fassung dieses Beitrages erscheint im Mai 2008 in: Sauer, Birgit/Strasser, Sabine (Hg.): Zwangsfreiheiten. Multikulturalität und Feminismus, Promedia Verlag, Edition Historische Sozialkunde/ Internationale Entwicklung. Alle Beiträge dieses Bandes werden im Rahmen einer Ringvorlesung an der Universität Wien im Sommersemester 2008 vorgestellt. Weitere Informationen zu dieser Veranstaltung unter: http://homepage.univie.ac.at/Sabine.Strasser/intro.htm

[2] Bundesministerium für Gesundheit und Frauen, Hg., (2005): Maßnahmen gegen traditionsbedingte Gewalt. www.frauen.bka.gv.at/DocView.axd?CobId=20261 17.12.2007

MINDERHEITEN IN DEN MINDERHEITEN

AKTUELLE FORSCHUNGSPROJEKTE ZUM THEMA



Multikulturalismus im Widerstreit: Geschlechteregalität, kulturelle Diversität und sexuelle Autonomie in der EU

Dieses Forschungsprojekt im Rahmen des Programms >node< (September 2006 – Juli 2008) diskutiert Alternativen zu der problematischen Debatte um Multikulturalismus, Frauenrechte und Gewaltprävention. Um Begriffe wie Kultur, individuelle Autonomie und das Verhältnis zwischen Mehrheit und (abweichender) Minderheit kritisch hinterfragen zu können, eignet sich insbesondere die Eheschließung als Untersuchungsgegenstand. Diese befindet sich an der Schnittstelle zwischen privaten und öffentlichen Interessen und ist gesetzlichen aber auch sozialen Regulierungen unterworfen. „Zwangsverheiratungen" werden häufig als Beispiel für traditionalistische Einschränkungen individueller Autonomie angeführt. Dabei wird leicht vergessen, dass das Verbot von gleichgeschlechtlichen Ehen ebenfalls auf Traditionen und Werten beruht, welche kritisch zu hinterfragen sind. Durch die Untersuchung verschiedener umstrittener Heirats-Praktiken und –Normen kann eine verkürzende Debatte vermieden werden.

Das Projekt ist eine Kooperation zwischen Wissenschafterinnen der Sozialanthropologie (Univ.Doz. Dr. Sabine Strasser, Mag. Christa Markom) und der Rechtsphilosophie (Ass.Prof. Dr. Elisabeth Holzleithner, Mag. Ines Rössl). Institutionell verankert ist es an der Akademie der Wissenschaften und an der Universität Wien.

Weitere Informationen zum Forschungsprojekt und zu der im Rahmen des Projekts veranstalteten internationalen Konferenz am 16. Mai 2008 unter: www.univie.ac.at/node-cmc

FEMCIT – Gendered Citizenship in Multicultural Europe: The Impact of contemporary Women's Movement

Dieses Projekt sucht nach Transformationen der europäischen Gesellschaften durch ihre jeweiligen Frauenbewegungen seit den 1960er Jahren. Doch über die Fragen nach den Einflüssen dieser sozialen Bewegungen auf Formen von Politik und Ökonomie oder Zivilgesellschaft und Alltagsleben stellt sich auch die Frage nach den Veränderungen von Frauenbewegungen in den zunehmend multikulturellen Gesellschaften Europas. Wie haben sich neue Herausforderungen durch soziale und kulturelle Diversität in feministischen Bewegungen abgebildet? Wie kann in der Folge die Bedeutung von Bürgerschaft in einem multikulturellen Europa aus einer Geschlechterperspektive neu gedacht werden?

15 Partnerorganisationen in elf Ländern arbeiten interdisziplinär und transnational in sechs integrierten Projektschwerpunkten zu diesen Fragen. Die Universität Wien ist Partneruniversität in diesem Konsortium und arbeitet vertreten durch Sabine Strasser an der „integrierten Analyse" der Schwerpunkte unter verstärkter Beachtung der multikulturellen Realität in den Ansätzen, Methoden und Schlussfolgerungen des Gesamtprojekts. FEMCIT wird im Rahmen des 6. EU-Rahmenprogramms (2007 – 2010) finanziert.

Für weitere Information: www.femcit.org

QUING – Quality in Gender+Equality Policies

Dieses Forschungsprojekt zielt darauf ab, jenes Wissen zu entwickeln, das für eine übergreifende Gleichstellungspolitik notwendig ist, die versucht, Geschlecht mit anderen Formen der Ungleichheit zu verbinden. Es wird untersucht, wie verschiedene Formen der Ungleichheit in Politiken zu *intimate citizenship* (Staatsbürgerschaft und Intimität), geschlechtsspezifischer Gewalt und Nicht-Erwerbstätigkeit artikuliert sind. Im Laufe des Projekts soll herausgearbeitet werden, wie verschiedene Formen von Ungleichheit – wie Geschlecht, Ethnizität, Sexualität oder Religion – ineinandergreifen. QUING wird zudem Inhalt, Qualität und Probleme der gegenwärtigen Gleichstellungspolitik bewerten und Empfehlungen und Standards für gender Training (Auseinandersetzung mit Geschlechterverhältnissen auf dem Hintergrund sozialer und kultureller Bedingungen) erarbeiten. Gegenstand der Analyse sind alle EU-Staaten, die EU-Ebene selbst, sowie Kroatien und die Türkei.

QUING wird innerhalb des 6. Forschungsrahmenprogramms der Europäischen Kommission finanziert und läuft über 54 Monate (2006-2011). Es bindet europaweit 12 Partnerinstitutionen ein und wird in Österreich vom Institut für die Wissenschaften vom Menschen (IWM) aus koordiniert.

Für weitere Information: www.quing.eu

VEIL – Values, Equality & Differences in Liberal Democracies. Debates about Female Muslim Headscarves in Europe.

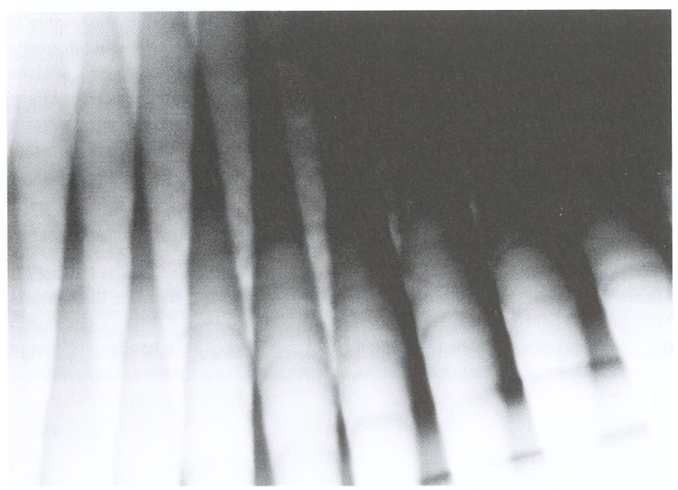
Islamische Praxen in Europa sind in den letzten Jahren vermehrt ins Zentrum öffentlichen Interesses gerückt. Die Frage der Integration muslimischer Gemeinschaften in europäische Einwanderungsgesellschaften wird anhaltend thematisiert und kontroversiell debattiert. Vor allem das Tragen von muslimischen Kopftüchern wurde in den meisten europäischen Ländern heftig diskutiert, mit politischen Zuschreibungen aufgeladen und zunehmend reguliert. Die rechtliche Ausgestaltung als auch die Debatten unterscheiden sich in den einzelnen Staaten aber maßgeblich. Wie ist es etwa zu erklären dass Deutschland prohibitiv vorgeht und Österreich ein vergleichsweise liberales Modell praktiziert? Das von der EU geförderte Projekt VEIL nimmt Dänemark, Deutschland, Frankreich, Griechenland, Großbritannien, Niederlande, Österreich, die Türkei als auch die Institution Europäische Union in den Blick und erklärt die unterschiedlichen Kopftuchpolitiken anhand von unterschiedlichen Integrationsmodellen, Staats-Kirche-Verhältnissen und Genderregimen. Zudem analysiert das Projekt die öffentlichen Debatten um das Kopftuch und untersucht inwiefern diese politische Prozesse strukturieren: Welche Akteure erhalten Stimme, welche Interpretationen des Kopftuches dominieren, welche Werte, Normen und Prinzipien sind darin eingeschrieben? Das Projekt wird unter der Leitung von Sieglinde Rosenberger/Birgit Sauer an der Universität Wien koordiniert und arbeitet mit einem interdisziplinären Team mit Partner/innen in den untersuchten Ländern. Am 29.–30.5.2008 werden in Wien Forschungsergebnisse aus Österreich vorgestellt und das Thema „Antidiskriminierung und Kopftuch" diskutiert. Am 20.–21.11.2008 werden die international vergleichenden Ergebnisse vorgestellt.

Für weitere Information: Leila Hadj-Abdou (leila.hadj-abdou@univie.ac.at) oder www.veil-project.eu

TIES – Die Integration der europäischen 2. Generation

Das international Länder bzw. Städte vergleichende Forschungsprojekt TIES – „The Integration of the European Second Generation", widmet sich in Österreich den bereits erwachsenen Nachfahren der EinwanderInnen aus der Türkei und Ex-Jugoslawien sowie gleichaltrigen Personen ohne Migrationshintergrund, die in der unmittelbaren Nachbarschaft wohnen. Befragt werden jeweils 250 Personen im Alter von 18 bis 35 Jahren, die in Österreich geboren wurden und in Wien, Linz und Vorarlberg leben. Insgesamt werden also Daten aus 2.250 Interviews ausgewertet. In den anderen beteiligten Ländern, Belgien, Frankreich, Deutschland, Niederlande, Spanien, Schweden, Schweiz werden zum Teil auch Nachkommen von marokkanischen EinwanderInnen befragt. Im Mittelpunkt des Fragebogen-Interviews stehen die wirtschaftliche und soziale Situation als auch Bildungsverläufe und Identifikationsprozesse der jungen Erwachsenen. Die erfragten Bereiche umfassen unter anderem die Erwerbstätigkeit, Wohnsituation, Sprache, Familienbeziehungen sowie Geschlechterrollen, Religion, politische Partizipation und Diskriminierungserfahrungen. Als erstes gender-bezogenes Ergebnis kann der Befund aus anderen Datensätzen bestätigt werden, dass auch in Wien (die anderen Daten sind noch nicht verfügbar) junge Frauen in der höheren Bildung erfolgreicher sind als ihre männlichen Pendants aus derselben Herkunftsgruppe. Am größten ist der Vorsprung der jungen Frauen in der ex-jugoslawischen Gruppe, gefolgt von der türkischen und schließlich der Gruppe ohne Migrationshintergrund.

Für weitere Information: Barbara Herzog-Punzenberger, Österreichische Akademie der Wissenschaften (barbara.herzog-punzenberger@oeaw.ac.at) oder www.tiesproject.eu



Alltagspolitiken junger Männer mit türkischem Migrationshintergrund in Wiener „Problemvierteln"

Junge Männer mit türkischem Migrationshintergrund sind heute ein „heißes" Thema in Medien, Politik und Wissenschaft. Allen Beteiligten ist offensichtlich klar, dass diese Männer nicht nur Probleme haben, sondern auch *machen* (schlechte Schulleistungen, Delinquenz, Gewalt, patriarchale Einstellungen, etc.). Erklärungen dafür werden vor allem in der religiös-kulturellen Andersartigkeit des „türkisch-muslimischen Mannes" gesucht und gefunden.

In meiner eigenen Beschäftigung mit jungen Männern mit türkischem Migrationshintergrund, die in unterschiedlichen (künstlerischen, religiösen, kulturellen) Zusammenschlüssen tätig sind, sehe ich den herrschenden Diskurs als gewichtige Instanz im Ringen um die Definition, was es bedeuten kann, heute ein „türkischer Mann" in Wien zu sein.

Wie die jungen Männer in diesen Diskurs einsteigen, ihn aufgreifen, was sie ihm entgegensetzen und welche Differenzlinien (geschlechtlich, „ethnisch"-kulturell, etc.) hier etabliert bzw. überschritten werden, ist Forschungsinteresse der Dissertation von Paul Scheibelhofer, die er am gender Studies Department der Central European University, Budapest verfasst. Die Arbeit verbindet neuere Zugänge der Migrations-, Rassismus- und Männlichkeitsforschung. Kritische (postkoloniale, feministische) ethnographische Methoden leiten die empirische Forschung.

Siehe auch: Paul Scheibelhofer (2007) „*His-Stories of Belonging. Migrant Boys reconstructing Home.*" In: Journal of Intercultural Studies, Vol. 28, Nr.3.

Helga Pankratz
ist seit 1981 mit wenigen kurzen Pausen im Verein Homosexuelle Initiative (HOSI) Wien aktiv

DAS L-WORT

Helga Pankratz

LBSTI: Je länger die Homo-Bewegung existiert, desto länger wird das sie bezeichnende Wörterkompositum. In den 1970er Jahren hießen die zwei Bewegungen, die mich vor die Wahl stellten, mich entweder der einen oder der anderen anzuschließen: Frauenbewegung und Homosexuellenbewegung. Die Geister schieden sich, ob lesbenpolitische Artikulation nur aus Frauenräumen heraus legitim sei oder auch "gemischt" – das heißt mit (schwulen) Männern zusammen – zu arbeiten akzeptabel sei. Damals wie heute plädiere ich für ein Sowohl-als-Auch anstatt des Entweder-Oder.

Beide Bewegungen haben im Lauf der Zeit das Lesbische inhaltlich und in ihren Selbstbezeichnungen weitgehend integriert. So hat sich schon Mitte der 1980er Jahre die "International Gay Association" (IGA) in ILGA umbenannt und führte in ihren Gremien Genderparität ein. Auf der lesbisch-feministischen Seite wandelte sich beispielsweise die Abkürzung etlicher Frauenzentren von FZ in FLMZ.

Trotz alledem sind Lesben noch allemal Angehörige einer stark marginalisierten Gruppe und ziemlich unsichtbar. Unsichtbar teils, weil sie sich in vielen Lebensbereichen auch heutzutage bedeckt halten, aus oft berechtigter Sorge, negativen Konsequenzen eines Coming Out nicht die Stirn bieten zu können; zum anderen Teil, weil niemand außer ihnen selbst Interesse an der Existenz von Lesben hat. Ignoriert, verleugnet; ausgeblendet von A wie Arbeitswelt bis Z wie Zeit-Im-Bild, lässt sich – grob generalisiert, aber hautnah an der "gefühlten Temperatur" im täglichen lesbischen Leben – folgende Karikatur vom Verhältnis der nach Geschlecht und Orientierung sortierten Mitmenschen zu Lesben zeichnen: Schwulen Männern sind sie fremd und wurscht – sind weder Männer, also keine Sexobjekte, noch Hetero-Frauen, also weniger geneigt, die schwule Psyche mit Streicheleinheiten zu versorgen. Heteromännern sind sie zuwider bis egal – außer es gelingt ihnen, zumindest in der Wichs-Fantasie die "abnormale" Verweigerung dieser Frauen zu brechen. Heterofrauen erscheinen Lesben teils fremd und "fern", oder aber sie "gemeinden" einzelne lesbische Bekannte ins Schema vom eigenen Frau-Sein so "solidarisch" ein – ganz ohne Rücksicht auf tatsächlich vorhandene Spezifika lesbischer Lebensweisen -, dass keine Lesbe sich in solcher Interaktion selbst wiedererkennt.

GENDERANALYSE FÜR SCHWULLESBISCHE ORGANISATIONEN

Gendermainstreaming in der Organisation beginnt oft mit einer Gender-Analyse. Ein Arbeits-/Leitungsteam analysiert die eigene Organisation nach vier Themenbereichen. Da blinde Flecken und Tabus organisationsintern oft unerkannt bleiben, empfiehlt sich externe Begleitung.

Die 4 R-Methode:

Repräsentation: Wie sind die Funktionen zwischen schwulen Männern und lesbischen Frauen verteilt? Wer macht was? Anteil weiblicher Leitungskräfte, Geschlechterverteilungen nach Arbeitsbereichen, Vertretung nach außen (gegenüber Medien, Politik, in Verhandlungen), Bildersprache in den Vereinsmedien, Themenwahl und geschlechtergerechte Sprache in Publikationen, AdressatInnen der Mitgliederwerbung. Steht die schwullesbische Organisation in ihrer politischen Themenwahl und in ihren Forderungen geschlechtersensibel und an welchen männlichen bzw. weiblichen Lebensrealitäten orientiert da?

Ressourcen: Wie sind die Ressourcen verteilt? In welcher Höhe werden welche Mittel wem zur Verfügung gestellt? Honorare, Fortbildung, Raumnutzung, Kriterien der Budgeterstellung, Nutzung von Programmangeboten durch Schwule bzw. Lesben. Wird analysiert, warum Angebot und Nachfrage so sind wie sie sind? Welche Personengruppen und/oder Interessen werden gefördert?

Realitäten: Warum, wodurch funktioniert das so? Welche gängigen Begründungen sind da? Alltagstheorien und Vorurteile (z.B. „Lesben wollen unter sich bleiben", „Schwule wollen nur Sex"), Lesben als Frauen und Nicht-Frauen, Schwule als Männer und Nicht-Männer, Traditionen der Kommunikation zwischen Schwulen und Lesben. Wurde und wird über Genderfragen innovativ gesprochen? Wenn reflektiert wird: wird darauf geachtet auch den Genderaspekt einzubeziehen?

Rechte: Wer darf was? Statutenrechte, Prozess der Leitbildentwicklung, Vorschlagsrechte, Redezeiten, Themenwahlen, Einspruchsrecht, Minderheitenrechte in der Minderheit, formelle und informelle Rechte, Ansprüche, Freiheiten. Welche Modi der Beschlussfassung (Transparenz, Teilnahme, Konsens, Mehrheitsabstimmung ...) gibt es und wer ist an den Beschlüssen tatsächlich beteiligt?

Zusammengestellt von Doris Hauberger

Doris Hauberger
ist Arbeitspsychologin, Supervisorin und Coach.
d.hauberger@gmx.at

MÄDCHEN IN DEN VORDERGRUND

JUNGE MIGRANTINNEN REZENSIEREN JUGENDBÜCHER ZUM THEMA MIGRATION

Renate Tanzberger

Sie sind als „Schülerinnen mit nicht deutscher Muttersprache" medial omnipräsent. Wenn es darum geht, die Schuldigen für das schwache Abschneiden Österreichs an der Pisa-Studie zu identifizieren, ebenfalls. Haben die vielfältigen Lebensentwürfe von jungen Migrantinnen auch einen Platz in der Jugendliteratur?

EfEU, der Verein zur Erarbeitung feministischer Erziehungs- und Unterrichtsmodelle, beschäftigte sich in den Jahren 2005 und 2007 anhand von zwei Projekten mit Jugendbüchern, deren Handlungsträgerinnen Mädchen mit Migrationshintergrund sind. Die Fragestellung beider durch die Plattform gegen die Gewalt gegen die Familie geförderten Projekte lautete: Widerspiegelt sich die höchst unterschiedliche Lebensrealität von Mädchen mit Migrationshintergrund in den Jugendbüchern?

Nichts als Klischees?

Im Jahr 2005 war das Ergebnis der Literatursuche noch ernüchternd. Die Handlungen der wenigen auffindbaren Bücher lagen teilweise bis zu 20 Jahre zurück. Die Erzählungen waren klischeehaft. Sie wurden keineswegs den unterschiedlichen Lebensrealitäten junger Migrantinnen gerecht. In kaum einem der Bücher fand sich die Situation, dass mehrere Mädchen mit Migrationshintergrund gemeinsam eine Klasse besuchten oder dass sie im Land, in dem sie aufwuchsen, auch geboren waren.

In einem zweiten Schritt wurden Schülerinnen gesucht, die bereit waren, die ausgesuchten 17 Bücher zu rezensieren. Eine Lehrerin des BG/BRG Bertha von Suttner – in Wien auch als Schulschiff bekannt – stellte Kontakt zu Schülerinnen mit Migrationshintergrund her. Diese erhielten die Bücher und Leitfragen für die Rezension. Lehrerinnen der Islamischen Fachschule für Soziale Bildung in Wien wandelten das Anliegen von EfEU in ein größeres Projekt um. Schülerinnen aus mehreren Klassen beschäftigten sich über mehrere Monate mit dem „Rezensionsprojekt". Teile aus den zu rezensierenden Büchern wurden im Unterricht vorgelesen. Die Schülerinnen konnten phantasieren wie das Buch weiter gehen könnte. Die Ergebnisse des „Rezensionsprojekts" wurden in einer Radiosendung[1] und am Tag der offenen Tür der Islamischen Fachschule präsentiert. Die Endfassungen der Rezensionen erschienen nach Rücksprache mit den Rezensentinnen auf der Internetseite von EfEU[2].

Bewegung in der Jugendliteratur

In den darauf folgenden Jahren stieg das Interesse an Jugendlichen mit Migrationshintergrund merklich an, was an der Anzahl von Veranstaltungen und Fachliteratur zum Thema festzustellen war. Dieses Interesse hatte sich auch auf dem Jugendbuchsektor niedergeschlagen. Allein zwischen den Jahren 2005 und 2007 waren elf Bücher erschienen, in denen Mädchen mit Migrationshintergrund eine Hauptrolle spielen, auch solche der sogenannten zweiten und dritten Generation. Die Autorinnen weisen ebenfalls öfter einen Migrationshintergrund auf.

In der zweiten Phase wurde der Projektinhalt erweitert – etwa um die Flucht eines jüdischen Mädchens im Jahr 1939 oder um eine Migrationsgeschichte in die USA im Jahr 1909. Die Idee dahinter: Durch eine historische Sicht auf Migration können viele damit verbundene Themenstellungen der heutigen Zeit behandelt werden. Von den 13 neu dazu gekommenen Büchern spielen fünf in Deutschland, zwei in Frankreich und eines in Australien. Der Ort der Handlung in den historischen Büchern ist die USA und Großbritannien. Bei einem neuen Buch geht es um eine Flucht aus Afrika nach Italien. In zwei Büchern wird die Auswanderung von Mädchen beschrieben – von Deutschland nach Kairo und von den USA nach Liberia.

Die im Jahr 2007 ergänzten Bücher konnten aus finanziellen Gründen nicht mehr zur Rezension weitergegeben werden. Dafür wird auf der Internetseite von EfEU auf Rezensionen, die es bereits im Netz gibt, verwiesen.[3]

Als Beispiele für die neueren Bücher seien „Und meine Welt steht kopf", „Emmas Weg in die Freiheit" und „total verrückt" erwähnt. Alle drei Bücher sind 2006 erschienen. Zeit und Ort der Handlungen, das soziale Milieu, sowie die Themen, die im Mittelpunkt stehen, sind unterschiedlich. Und so soll es auch sein: Um die Lebenswelten von Mädchen mit Migrationshintergrund wiederzugeben, bedarf es Büchern mit ganz verschiedenen Szenarien.

Auf der Internetseite von EfEU sind nunmehr 31 Jugendbücher aufzufinden. Hinweise auf weitere Buchtitel werden gerne entgegen genommen und auf der Internetseite vorgestellt.

Fußnoten:

[1] http://sendungsarchiv.094.at/get.php?id=094pr3142

[2] www.efeu.or.at/seiten/rez_migration_jugendbuch/jugendlit_05.doc

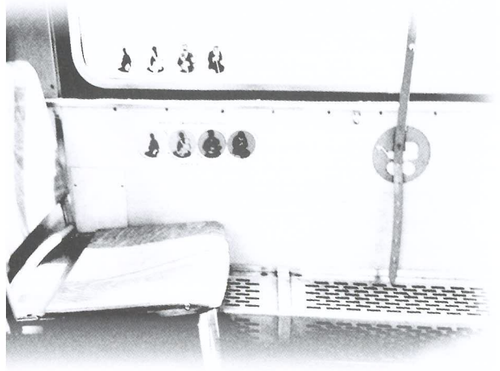
[3] www.efeu.or.at/seiten/rez_migration_jugendbuch/jugendlit_07.doc

Renate Tanzberger
ist Obfrau von EfEU, dem Verein zur Erarbeitung feministischer Erziehungs- und Unterrichtsmodelle und seit vielen Jahren im Bereich gender und Bildung tätig.
www.efeu.or.at
www.plattformgegendiegewalt.at

Offenlegung gemäß §25 Mediengesetz: **STIMME** von und für Minderheiten ist das vierteljährliche Vereinsblatt der Initiative Minderheiten (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten) mit der grundlegenden Richtung, gemäß §2 und §3 der Vereinsstatuten die Kommunikation und das Zusammenleben von Minderheiten und Mehrheiten durch die Selbstdarstellung von Minderheiten und ihrer Organisationen, durch Interviews, Erfahrungsberichte, wissenschaftliche Beiträge, Buch-, Periodika- und Tonträgerbesprechungen, aktuelle Nachrichten und Veranstaltungshinweise bzw. -berichte auf medialer Ebene zu fördern. Die Initiative Minderheiten (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten) ist Mitglied der Bürgerinitiative Demokratisch Leben (Medieninhaberin) und Herausgeber der Zeitschrift. Die Finanzierung der Zeitschrift erfolgt durch öffentliche Subventionen, Mitgliederbeiträge, Abonnements und freiwillige Spenden. Die Adressen vom Medieninhaber und vom Herausgeber sind im Impressum (S.2) angeführt.

MIT DEM 46ER DURCH OTTAKRING

Vlatka Frketić



Ich hatte Zeit. Die Straßenbahn kommt. Ich setze mich neben das Fenster. Der beliebte Einzelplatz hinter der Zweier-Sitz-Reihe. Gerade wollten sich zwei Mädchen auf die freien Plätze vor mir setzen, da wird eines fest am Arm gepackt und herausgezogen.

„Wir werden doch nicht in unserem Land stehen – und ihr sitzen." Noch bevor dieser Satz zu Ende gesprochen war, wurde das Mädchen herausgezerrt. Heftig war das. Beide stellten sich zu, ich nehme an, ihren Eltern, die neben einem Kinderwagen standen.

Alex Woodland[1]: Nachdem ich bei den G8-Protesten in Schottland festgenommen wurde, holten sie mich aus der Zelle: „Wir haben Gründe anzunehmen, dass Ihr Name nicht Alex Woodland ist." Ich sagte nichts. Mein Anwalt wird das schon klären. Alex Woodland ist ein Mann. Und er heißt so, weil er ein Mädchen mit einem Mädchennamen war und das ändern wollte. Auf einmal waren die Polizisten unerwartet freundlich, und fragten mich, ob sie „Sie" oder „Er" sagen sollen. „Sie" – zu meiner eigenen Sicherheit.

Viel Zeit heute.

„Hey", sagte ich, „das war gewalttätig. Wie kommen sie dazu, die beiden anzugreifen und zu beschimpfen?"

„Das wird ja immer besser," kam es schnaufend zurück.

Neben dem Kinderwagen kam beschwichtigendes Abwinken auf. Ein Blick, der mir sagte: „Lass es. Da kann man eh nichts machen."

Wegen Rassismus? Nein! Aber wegen Körperverletzung. Ich provoziere die beiden jetzt. So, dass mir eine von denen eine runterknallt. Dann lege ich mich auf den Boden und stell mich ohnmächtig.

Jet Moon: Wir wussten nicht, was uns erwartet. Homophobie und so. Ich zog mich high-femmig an, ein Kleid mit Leopardenmuster, Make-up, hohe Absätze. Alex sah gut aus mit Hemd und Kravatte. Er ging voll durch. Ich überschritt in meiner Performance der Weiblichkeit die Grenze. Die Blicke eines Alten sagten: Du bist eine Hure. Nur ein Schritt zu weit und ich war es, die nicht durchging.

Ich habe viel Zeit heute.

„Wir haben das Land hier aufgebaut. Wir sind die Herren in diesem Land", sagten die beiden Damen.

Ich sah mir die beiden Damen genauer an, von hinten. Die eine mit Dauerwelle, auftoupiert, blond, die andere mahanogibraun. Beide etwas korpulent. Zurechtgemacht. Wo die wohl jetzt hingehen?

Alex Woodland: Ich wasche meine Hände auf der Toilette eines Pubs. Eine junge Frau meinte, ich sei hier nicht richtig. Höflich antwortete ich, „Doch, ich bin hier richtig." Sie schien ziemlich straight zu sein, sagte dann aber: „Für eine Frau siehst du gut aus" Der Umstand, dass ich faktisch Frau bin aber wie ein Mann aussah, zog sie an und schien ihre Heterosexualität überhaupt nicht zu stören.

Ich habe Zeit. Es begann zu kochen. Wenn es bei mir auch nur zu köcheln beginnt, dann …

„Wussten Sie, dass Österreich die Ausländer bestellt hat, in den 60ern?"

Ein Räkeln auf den Plätzen vor mir.

„Die Österreicher haben sogar die türkischen und jugoslawischen Beamten bestochen, damit nicht alle nach Deutschland gehen, sondern ein paar auch nach Österreich kommen!"

„Lüge! Eine Lüge ist das!" Ein Zupfen an den Schulterpölsterchen.

Jet Moon: Meine letzte Nacht in der Stadt. Seit einer halben Stunde versuche ich mit dem mainstream-Schwulen zu reden. Er meinte: „Also, ich weiß eigentlich nicht viel über SM, aber für mich ist es ein westliches intellektuelles Konstrukt, das aus einem binären, dualistischen Denksystem kommt. Entweder bist du Sadist oder Masochist. So ist das …" Und ich dachte mir. „Wow, du hast echt keine Ahnung … keine Ahnung von den sich ständig verschiebenden Machtdynamiken."

Ich habe Zeit. Keine Termine heute.

„So lang ich lebe, werden die Tschuschn nicht sitzen und ich stehen. Das ist meine Straßenbahn in meinem Land!"

„Gebts a Ruah ihr beiden. Die Migrantn tuan auch nua ihre Arbeit hier!"

Hey, da rührt sich ja jemand. Da mischt sich tatsächlich jemand ein. Gut so.

„Ich zeige sie an. Es gibt jetzt ein Antidiskriminierungsgesetz!"

„Geh, antianti was auch. Mia könn Sie nichts tuan. In meinem Land. Ich habs aufgebaut!"

Die Straßenbahn lebte auf. Lehnte sich auf.

„Ihr glaubt wohl, ihr könnt uns behandeln wie Scheiße!"

„Ihr Rassisten!"

„Ich bin hier, ich bleibe hier!"

Alex Woodland: Ich in Hemd und Krawatte. Sie, sie sah aus wie eine Lady. Ein kleines Schwarzes, durchsichtig, ein bisschen Leopardenmuster … total auf drag. Heute bin ich ihr Mann und sie ist die Frau, die ihre sexuelle Macht ausübt … aber auf unsere eigene perverse Art, in unserer eigenen falschen Heterosexualität.

Ich habe Zeit.

Eine Handtasche flog auf mich zu. Ist es jetzt soweit, mich auf den Boden zu werfen? Nein! Die Tasche verheddert sich in ihren Schlaufen.

„Nazi-Prinzessinnen aus Ottakring!"

Die Blonde drehte sich um.

„Wir sind nicht aus Ottakring!"

Fußnote:

[1] *J. Moon, A. Woodland: ‹On the border› – Sadomasochism, Gender-fuck and the Inter-Relationship with No Border Politics (2006). In: Amir Hodžić, Jelena Poštić (ed.): Transgressing Gender: Two is not Enough for Gender (E)Quality. The Conference Collection. Zagreb (freie Übertragung aus dem Englischen von V.F.)*

„DURCH DAS LESEN KAM DIE ‚FRAUENFRAGE' SO RICHTIG IN DIE WELT"

EIN PORTRÄT DER WIENER FRAUENBUCHHANDLUNG FRAUENZIMMER

Lilli Frysak

Ende Juni 2007 musste die Buchhandlung „Frauenzimmer" nach 30 Jahren schließen. Mit der Frauenbuchhandlung schließt ein Ort der österreichischen Frauenbewegung mit einer einzigartigen Geschichte. Ein Porträt über ein autonomes Projekt, das bis zuletzt Szene-Ort, Veranstaltungsraum, Buchhandlung und Treffpunkt war.

„Wir waren ausgehungert. Wir waren ausgehungert nach Informationen, nach Neuerscheinungen. Bücher – das war unendlich wichtig", erinnert sich Brigitte Lehmann, eine der Gründerinnen der Frauenbuchhandlung, an die Stimmung der 1970er Jahre in Wien.

Die 1970er Jahre markieren eine Zeit, in der es in Österreich aufgrund der internationalen Studentenbewegung und der eben erst entstehenden Frauenbewegung eine ungeheure Aufbruchsstimmung gibt. Der Konservatismus der 1950er und 1960er Jahre und der „Weiblichkeitswahn", wie Betty Friedan ihr 1963 im Original erschienenes Buch betitelt, bilden die Basis für den neuen Anfang.

In diesen ersten Jahren der neuen Frauenbewegung geht es nicht um die Teilhabe an einer ungerechten patriarchalen Gesellschaft, sondern um eine andere, eine bessere Gesellschaft freier Frauen, die es so bald als möglich zu verwirklichen gilt.

Die Gründung der Frauenbuchhandlung

Die autonome Wiener Frauenbewegung nimmt ihren Anfang mit der Gründung der AUF – der Aktion Unabhängiger Frauen, im Herbst 1972. Zwei der Gründerinnen der Frauenbuchhandlung, Erica Fischer und Jane Wegscheider, gehören dieser von Anbeginn an.

„Wir waren alle Aktivistinnen aus der Frauenbewegung. (…) Wir kannten uns einfach und wir waren uns sympathisch. (…) In den 1970er Jahren gab es bereits immer mehr feministische Literatur, einerseits aus Amerika, aber dann auch wieder übersetzt aus Deutschland und es gab keine entsprechende Buchhandlung, wo man diese Bücher kaufen konnte", erzählt Erica Fischer. „Da wir ja wussten, dass es anderswo schon Frauenbuchhandlungen gab, kamen wir auf die Idee, wir wollen so etwas auch in Wien haben, und wir hatten das Glück, dass in unserer Gruppe (…) Jane Wegscheider war, die ausgebildete Buchhändlerin war. Und so haben wir damit begonnen, das Lokal zu suchen und dann Stück für Stück Bücher zu bestellen."

1977 wird das Frauenzimmer eröffnet. Der Namensfindung gehen viele Gespräche, Diskussionen und Durchprobieren von Namen voraus. „Frauenzimmer" ist das Ergebnis einer kollektiven Entscheidung.

Gesellschaftlicher Sprengstoff

Es kommt in den 1970er Jahren einem Skandal gleich, im Patriarchat Frauenorte einzurichten, zu denen Männer keinen Zutritt haben – wiewohl die Frauenbuchhandlung auch für Männer offen war. Im Gegensatz dazu bleibt das Frauencafé, das aufgrund räumlicher Enge von der Buchhandlung getrennt wird, immer ein ausschließlicher Frauenort.

„Das hat empört. Das hat unendlich empört. (…) Darüber ist geschrieben worden, in Zeitungen, Kolumnen, darüber hat der Staberl gegeifert und und und", erzählt Brigitte Lehmann, „(…) es war gesellschaftlicher Sprengstoff, wie man es sich heute überhaupt nicht mehr vorstellen kann."

Doch zunächst einmal muss Geld aufgetrieben werden. Hier ist es vor allem Jane Wegscheider, die ziemlich viel privates Geld in die Frauenbuchhandlung steckt. Das Lokal wird renoviert, ein Grundstock an Büchern angeschafft. Das Arbeiten in der Buchhandlung ist in den ersten Jahren unentgeltlich. Das aus mehreren Frauen bestehende Kollektiv arbeitet turnusweise. Helga Widtmann, die das Frauenzimmer bis zuletzt geführt hat, stößt 1978 dazu: „Wir sahen die Buchhandlung als gemeinsames Projekt, da gab's viele Helferinnen, viel Kraft und Kreativität."

Angeboten und verkauft wird in der Buchhandlung, was von und für Frauen geschrieben wird. Das hat sich bis zur Schließung der Frauenbuchhandlung Ende Juni 2007 auch nicht geändert. Von Anfang an angeboten wird auch lesbische Literatur. Was im Frauenzimmer über den Verkauf von Büchern hinausgeht, ist der kulturelle Beitrag an Veranstaltungen, Festen und vor allem Lesungen.

Die Auswahl der Bücher ist ein kollektiver Prozess: Treffen, bei denen gemeinsam beschlossen wird, welche Bücher unbedingt gekauft werden müssen.

Der Anfang vom Ende

Ende der 1990er Jahre platzt die Frauenbuchhandlung aus allen Nähten. Helga Widtmann, die im Laufe der Jahre immer mehr Verantwortung übernimmt, sucht einen neuen Ort und findet ihn in der Zieglergasse. Aus dem anfänglichen Kollektiv hat sich eine Ges.m.b.H. entwickelt.

Die Buchhandlung liegt Helga Widtmann so sehr am Herzen, dass sie trotz finanzieller Schwierigkeiten die Leitung übernimmt und sie gemeinsam mit Gudrun Stotz und Paula Bolyos bis Juni 2007 führt.

Die Schließung des Frauenzimmers Ende Juni kommt nicht wirklich überraschend. Die letzen Jahre kommen immer weniger Kundinnen, die Buchhandlung kann sich finanziell nicht mehr halten. Frauenliteratur wird auch anderswo verkauft und vor allem werden Bücher über das Internet gekauft. Die Notwendigkeit, eine Frauenbuchhandlung aufzusuchen, scheint nicht mehr gegeben zu sein.

„Wenn Menschen einmal im Jahr zu Weihnachten Bücher kaufen, reicht das nicht, dass man eine Buchhandlung führen kann", bringt Brigitte Lehmann das Dilemma auf den Punkt.

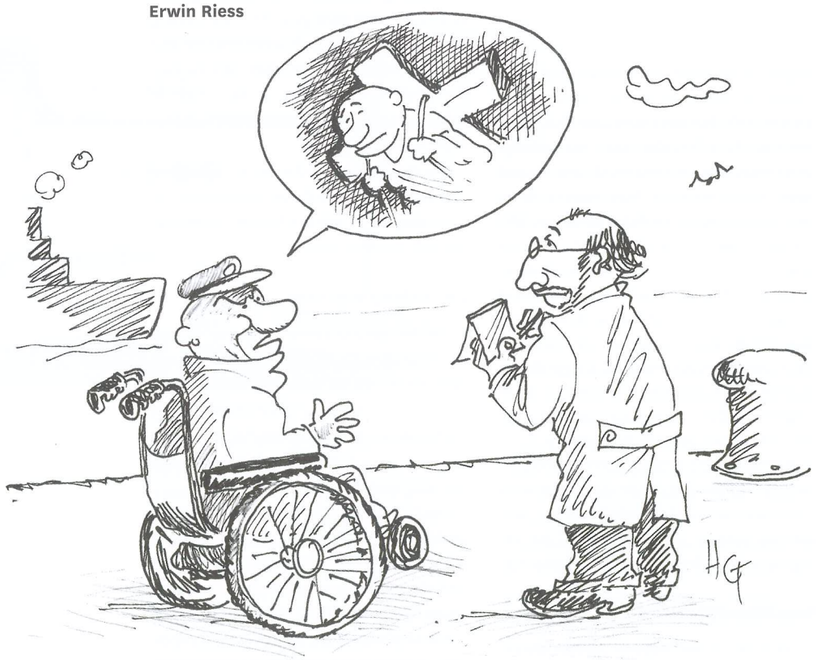
Diese Nachlese basiert auf der „Radio Stimme"-Sendung vom 23. November 2006. Nähere Informationen über das Radioprojekt sowie das digitale Audioarchiv finden Sie auf der Website der Initiative Minderheiten: http://minderheiten.at/index.php?option=com_content&task=view&id=58&Itemid=84

Lilli Frysak
ist Redakteurin bei „Radio Stimme" – der Sendung der Initiative Minderheiten.

HIERARCHIEN UNTER BEHINDERTEN MENSCHEN

ODER VON DER SCHWIERIGKEIT DES EINSCHLEUSENS – EINE GESCHICHTE

Erwin Riess



Groll stand an der Schleuse Freudenau und beobachtete die Anfahrt eines ukrainischen Schubverbands in die geflutete Schleusenkammer. Der Dozent trat von einem Fuß auf den anderen, räusperte sich und sagte dann:

„Darf ich Sie mit einer heiklen Frage befassen?“

„Ich höre“, sagte Groll, ohne den Blick vom Schiff zu wenden.

Umständlich zog der Dozent seinen Notizblock aus dem Jackett. „Es handelt sich, wie gesagt, um ein heikles Thema.“

Der Schubverband manövrierte schwerfällig vor der Schleuseneinfahrt. Groll wartete.

„Ich fahre fort“, sagte der Dozent „und nenne das Thema: Hierarchien unter behinderten Menschen.“

„Wieso halten Sie das für eine heikle Frage?“ Grolls Sorge, dass der Schubverband die Schleuseneinfahrt treffen würde, wuchs.

„Ich dachte, diese Frage ist heikel, weil Sie mir jetzt wahrscheinlich erklären werden, dass es unter den behinderten Menschen keine Hierarchien geben kann, weil es keine geben darf.“ Der Dozent atmete tief durch.

„Falsch“, sagte Groll. „Es gibt Hierarchien unter den behinderten Menschen, aber es sind zugeschriebene Hierarchien, von außen, von nichtbehinderten Zeitgenossen und gesellschaftlichen Rollenbildern stammende Bedeutungsabstufungen. Es wäre naiv zu glauben, dass diese sozialen Codes sich nicht auch unter den Behinderten breitgemacht hätten.“

Der Dozent schrieb eifrig in sein Büchlein.

Groll fuhr fort. „Denken Sie nur an Gehörbehinderte, Blinde, Querschnittgelähmte, Menschen mit MS oder AMS, mit Psoriasis, mit Herzschrittmacher, Kunstherz, Plastikleber, Stahlhüfte oder Aluminiumknie; Menschen mit Down Syndrom, Restless Leg Syndrom oder Morbus Kitahara, solche mit Hammerzehen, Lungensausen oder Lippenflackern und jene mit autistischen, cerebralparetischen oder religiösen Behinderungen; Menschen mit Laufschwäche, Ich-Schwäche oder Erektionsschwäche, ganz zu schweigen von Menschen mit geistigen Behinderungen, pardon: mit Lernschwächen, solchen mit psychischen oder durch Drogenabusus erworbenen Behinderungen; nicht zu reden von Menschen mit Depressionen, Psychosen und Neurosen aller Art und solchen mit Erkrankungen des historisch-degenerativen Formenkreises. Schließlich wollen wir nicht die anthropologisch temporär behinderten Menschen vergessen; Kinder, die in einer kinderfeindlichen Umwelt sich die Köpfe an Tischen und die Herzen an verknöcherten Erwachsenen – auch das behinderte Menschen eigener Art! – anstoßen; weiters alte Menschen, die mit all dem Handy-, Computer- und Digitalmüll, der von einem an sich selbst irre gewordenen Weltgeist über der Menschheit ausgekippt wurde, als handle es sich um den faulenden Rest abgestorbener Befreiungsmythen, nicht mithalten können. Oder Menschen, die zur regelmäßigen Dialyse müssen, die auf der Warteliste für eine Organtransplantation sich befinden, die Chemotherapien durchmachen – kurz: Es gibt so viele Behinderungsarten wie Menschen und der dümmliche Satz, dass jeder seine Behinderung mit sich herumschleppt, gleichsam als Privatkreuz, entpuppt sich bei näherem Hinsehen als taugliche Zustandsbeschreibung einer Welt, die das vermeintliche Paradies Normalität erst im Jenseits, im Tod, verheißt. In einer Gesellschaft, die davon lebt, alles und jedes durch das Stahlbad der Konkurrenz zu jagen, zu selektieren, einzupassen und zurechtzuhobeln, wäre es ein Wunder, wenn es unter den Behinderten keine Hierarchien gäbe und der Umstand, dass ich zur Beschreibung dieser Verhältnisse nicht umhin kann, religiöse Termini zu verwenden, mag Ihnen zeigen, wie unentwickelt diese Fragestellung nicht nur unter uns behinderten Menschen ist.“

Der Schubverband war jetzt nahe der Einfahrt, aber der aufgekommene Sturm drückte die lange Seitenfront des Verbands gegen die Ufermauer. Der Kapitän war gezwungen, zurückzusetzen und eine neue Anfahrtsposition zu versuchen. Groll nickte befriedigt, als er das Manöver verstanden hatte. Havarierte Schleusenmauern waren das Letzte, was Groll, dem eine stetig sich vollziehende Binnenschifffahrt ein Synonym für eine noch nicht gänzlich verlorene Welt war, sehen wollte.

Der Dozent sah von seinem Block auf. „Wie erklären Sie sich, dass Thomas Bernhard, der ja selber durch eine Lungenkrankheit behindert war, in vielen Stücken Menschen im Rollstuhl auftreten lässt, die entweder bösartig, hinfällig oder schwatzsüchtig sind? Mit der Solidarität unter den Behinderten ist es da nicht weit her.“

„Die gibt es auch selten, ebenso selten wie in der Welt der Nichtbehinderten, möglicherweise sogar noch seltener. Wer seine Lage und die seiner Kollegen und Kolleginnen nicht reflektiert, der selektiert insgeheim, biedert sich stärkeren Behinderten an oder attackiert schwächere. Nicht nur Kinder können grausam sein. Bei Thomas Bernhard gehe ich davon aus, dass ihm eine simple Übertragung widerfuhr. Der Ekel und die Angst vor der eigenen Behinderung wurde auf die Ikone Rollstuhl projiziert, weil im Bild des Rollstuhls viele verschiedene Behinderungen erscheinen. Wahrscheinlich ist das ein Erbe aus den Nebeln der Vorgeschichte, als die Menschen und ihre Vorfahren vor Naturgewalten davon- und Tieren nachlaufen mussten, um zu überleben. Nicht laufen zu können, kam damals einem Todesurteil gleich. Bernhard muss in jungen Jahren zu viel Angst, Ausgesetztheit und Einsamkeit durch seine Behinderung erlebt haben – seine frühen Texte sprechen ja von nichts anderem. Tatsächlich ist die Situation eines einsamen Jugendlichen, der an einer Krankheit leidet, die ihn von anderen isoliert, entsetzlich. Während die Freunde sich ins Leben stürzen, stürzt das Leben sich auf den Ausgesetzten und erstickt ihn – im Falle Bernhards sogar im Wortsinn. Das zu überleben geht nur mit inneren Verletzungen ab, die später gegen andere gekehrt werden, weil man insgeheim hofft, sich dadurch von dem Alp zu befreien. Man kann auch sagen, Jahre dieser Art durchzustehen, ist eine Kunst. Erstaunlicherweise gibt es nicht so wenige, die das schaffen. Der kürzlich auf der Autobahn bei Parma tödlich verunglückte Clay Regazzoni war einer davon, er war einer unserer Besten. Sein Ausfall hat uns zurückgeworfen.‘“

„Sie gehen also davon aus, dass Hierarchien unter den behinderten Menschen existieren, diese aber bekämpft werden können – und müssen.“ Der Dozent war jetzt auch auf den mühsam gegen den Sturm manövrierenden Schubverband aufmerksam geworden.

„Dies ist – neben dem Kampf um Teilhabe an den gesellschaftlichen Möglichkeiten – die wichtigste Aufgabe der modernen Behindertenbewegung. Spaltungen und ein Gegeneinanderausspielen nicht zuzulassen. Am Vorabend des Inkrafttretens des amerikanischen Antidiskriminierungsgesetzes überraschte die Regierung mit dem Vorschlag, geistig behinderte Menschen vom Gesetz auszunehmen. Das „Independent Living Movement“ aber sagte: Wenn Ihr das macht, wird es überhaupt kein Gesetz geben, fünfzehn Jahre Verhandlungen sind dann vergeblich gewesen – und das müsst ihr dann der Öffentlichkeit erklären. Am nächsten Tag wurde das Gesetz verabschiedet. Und zwar für *alle* Menschen mit Behinderung!“

Langsam, ganz langsam nahm der Schubverband einen neuen Anlauf. Groll fuhr näher zum Schleusenrand. Auch der Dozent trat näher. „Der Kampf gegen Hierarchien aller Art bildet den Kern der modernen Behindertenbewegung. Ich habe verstanden“, sagte er und schrieb in seinen Block.

„Das gilt aber nur für den leichteren der Kämpfe, den horizontalen, gesellschaftlichen Kampf“, stimmte Groll zu. „Viel schwieriger aber ist es, den Kampf gegen gesellschaftliche Hierarchien innerhalb der behinderten Person selbst zu führen.“

Der Dozent sah Groll verständnislos an. Der Schubverband näherte sich Zentimeter um Zentimeter der Einfahrt.

„Die Sache verhält sich so“, sagte Groll. „Es besteht die Möglichkeit, ja sogar die hohe Wahrscheinlichkeit, dass in jedem behinderten Menschen unterschiedliche Behinderungen miteinander im Wettstreit liegen. Wenn zum Beispiel ein Rollstuhlfahrer den Alkohol missbraucht, dann –“

„Kommt zur gegebenen noch eine temporäre Behinderung dazu, eine fließende, sozusagen“, führte der Dozent den Gedanken weiter.

„Und wenn er dann, im Vollbesitz seiner beiden Behinderungen, beim Transfer aufs Klo aus dem Rollstuhl stürzt und sich ein Bein und drei Rippen bricht, tritt eine dritte Behinderung zu den beiden“, setzte Groll fort. Im Versuch, vom Boden auf die Klobrille und von dort wieder in den Rollstuhl zu kommen, tobt im Gefallenen ein Kampf dreier unterschiedlicher Behinderungen. Deshalb ist es so schwer, einen derartigen Kampf zu gewinnen und nicht liegen zu bleiben wie ein angeschweißtes Reh.“

Unendlich vorsichtig tastete der zweihundert Meter lange Schubverband sich in die Schleusenkammer vor. Matrosen meldeten dem Schiffsführer per Funk kleinste Abweichungen von der einzig richtigen Route. Groll fuhr ein paar Meter zurück, verschränkte zufrieden die Arme vor der Brust und zog die Schirmkappe tiefer in die Stirn.

„Es scheint, als hätten Sie mit der letzteren Art von Hierarchien in der Behinderung mehr Probleme als mit der ersten“, meinte der Dozent, und klappte den Block zu. Groll fand die Bemerkung ungehörig und zog es vor zu schweigen.

Fußnote:

[1] siehe den ausführlichen Nachruf in der Zeitschrift „Motorsport Aktuell“ vom 19. 12. 2006

HORIZONT3000 unterstützt Menschen in Ländern des Südens dabei, ihre Lebensbedingungen zu verbessern. Für einen zweijährigen Projekteinsatz suchen wir qualifizierte Fachkräfte mit Berufserfahrung. Machen Sie mit!

ARZT/ÄRZTIN
Spitalswesen, Süd-Sudan *(EZA–Auslandserfahrung erwünscht)*
HIV/AIDS Beratung, Mosambik

ELEKTRO-, NACHRICHTENTECHNIKER/IN
Reparaturzentrum Gemeinderadios, Mosambik

MARKETING EXPERT/IN, BETRIEBSWIRT/IN
Landwirtsch. Vermarktung eines NGO-Netzwerkes, Uganda
Landwirtsch. Vermarktung, Kenia

Mehr dazu auf www.horizont3000.at

HORIZONT3000, Wohllebengasse 12-14, 1040 Wien,
Tel. +43-1-50 3000 3-851, edith.fauland@horizont3000.at

Anzeige

an Franz Köchl, Heim Santa Katharina, Alten-, Pflege- und Therapiezentrum, Ried im Oberen Gericht, Tirol

LIEBER FRANZ, LIEBER ROTER KARL, LIEBER FPK!

Für mich warst Du einfach der Franz aus Imst, mit der fuchsroten Mähne, Deinem Talent für Zeichnen, als wir gemeinsam das Landecker Gymmi besuchten, ich als Dein Zeichenlehrer, Du, mein hochbegabter Schüler. Jetzt haben sich die Positionen gelegentlich etwas verschoben, so dass ich immer häufiger Deiner Lehre und Auskunft bedarf. Über alle Jahre hinweg sind wir in Kontakt geblieben; in den letzten war es zwar meist nur ein gegenseitig erfreutes Winken im Vorbeifahren in Imst. An den hölzernen Buchumschlag-Kistchen für „Makame", Gedichte von Raoul Schrott, wie Du auch einer meiner mir immer noch nahestehenden ehemaligen Schüler, haben wir gemeinsam gewerkelt. Aber als Du vor ein paar Wochen mit der Rettung bei mir vorbeikamst, um mitzuteilen, dass Du künftig im „Versorgungshaus" in Ried leben wirst, war ich doppelt ergriffen, zunächst die Tatsache, Du als 53-Jähriger immer noch rotzottelig, nur ein bisschen Grau beigemischt, im Altersheim. Dein Vertrauen hat mich zutiefst berührt. Ja, da hatten wir beide „nahe am Wasser gebaut", noch dazu, weil es bei mir auch geografisch stimmt. Der Grünbach trennt unser Karrnerwaldele vom Zigeunerwaldele. Wir nennen ihn liebevoll „Bospi", also Klein Bosporus, den ich grad wieder von meinem Schreibplatzl auf der Dachterrasse des St. Georgskollegs sehe, das Goldene Horn, die Minarette und Kuppeln der Hagia Sophia, der Blauen Moschee … wunderschön!

Ich wusste nicht mehr genau Bescheid, warum Du das Gym bei all Deiner Begabung abgebrochen hast: Von einem Flashback nach Drogenkonsum war die Rede, aber jetzt weiß ich´s genau – ich danke Dir, dass Du mir Deine Lebensgeschichte, anvertraust und ich sie quasi in Fortsetzung meiner Drogen-Vertrauenslehrer-Tätigkeit weitergeben darf. Mit 17 fing es bei Dir an, ein Beatles-Song „**L**ucie in the **S**ky with **D**iamonds". LSD, und Rockertum als ideologische Basis. Hauptsächlich hast Du gekifft, Hasch, Gras, Joint, bis an die 5 x im Tag, heutiger Marktwert täglich 30€ und das 35 Jahre, finanziert mit ahnungslosem elterlichem Taschengeld und dem kleinen Einkommen in der Geschützen Werkstatt in Landeck und in der Beschäftigungs-Initiative Imst. LSD hat Dich dann aus der Bahn geworfen, fürchterlichste Wahnvorstellungen: Du stehst in Flammen, Dein Kopf rollt blutig auf der Kramergasse vor Dir her, dass Du ihm sogar noch einen „Spartz" (= Fußtritt) gegeben hast, um nicht drüber zu stolpern. So begannen Deine Leidens- und vergeblichen Therapiezeiten an der Psychiatrie Innsbruck und Hall; Du warst der erste LSD-Patient an der Klinik, man war ratlos und versuchte es mit Elektroschocks, ganze zwölf. Häufige monatelange Aufenthalte in der „Klapsmühle", in denen Du „clean" warst, bestimmten Dein Leben. Aber kaum draußen, ging's weiter mit dem Giftln, denn Dein Freundeskreis, von dem heute einige nicht mehr leben, wurde durch das Band, die Fessel der Drogen zusammengehalten. Das Drogenangebot war ohne Nachschubprobleme, anscheinend auch damals schon im Landecker Gym – wie ahnungslos wir Lehrer doch waren!

DrogenSchwarzhändlern schwarze Hautfarbe zu verleihen, ist nicht nur Verleumdung, sondern auch falsch, an jeder Ecke anscheinend – und es muss keine dunkle sein, bekommt man was und Doping wird ja auch schon recht akademisch betrieben!

Auch zu einem einmaligen Schuss Heroin hast Du Dich verleiten lassen, zum Glück erkanntest Du zumindest diese Gefahr. Dennoch bist Du bis zu Deinem 50er nicht von den Drogen losgekommen – mit entsprechender Wirkung, dass Dich jetzt die Frage plagt, ob Du als behindert einzustufen bist. Behindert, im Sinne von fremdbestimmt auf jeden Fall, weil Dir Zeit Deines Lebens eine Existenz mit regelmäßiger Arbeit nicht möglich war. Aber jetzt soll nach Deinem festen Willen Schluss mit Drogen sein. Selbstbestimmt, ohne Drogen willst Du nun leben, gesund, gottesfürchtig – indisch-katholisch nennst Du es –, kontemplativ, Beschäftigung mit Kunst, Kultur, Politik sollen nun Dein Leben bestimmen. Politik, die Welt, wie sie ist, mit ihrer inhumanen Verteilung, der traurigen, empörenden Sozialleiter mit ihren wenigen, drei oder vier, Sprossen und den nahezu unüberwindbaren Abständen dazwischen, zumindest im unteren Bereich. Soziale Gerechtigkeit ist Dir ein Anliegen. Hier möchtest Du im Rahmen Deiner Möglichkeiten tätig werden; da vergisst man sogar die eigenen Probleme, denn so leicht wird es für Dich nicht sein bei diesen Altlasten, aber Du bist dabei, Dich zu befreien. Dabei kann Dir auch die Kunst helfen, wie Du weißt und auch vorhast, das beste Mittel gegen Depression und Langeweile, wenn Du unter den vielen GreisInnen im Heim zu wenig Ansprache findest: Deine neuen Zeichnungen gefallen mir schon wieder recht gut. Probier auch mit Farben und dem „Wunderstift", dann machen wir einmal eine Ausstellung im Karrnerwaldele.

Einige gesundheitliche Folgen Deines jahrelangen Drogenkonsums musst Du aber leider ertragen, dabei weiterhin gute Besserung! Ich danke Dir für Deine „Beichte", losgesprochen hast Du Dich selbst! Ich wünsche Dir auf Deinem neuen Weg alles Gute und Liebe. Herzliche Grüße aus Istanbul

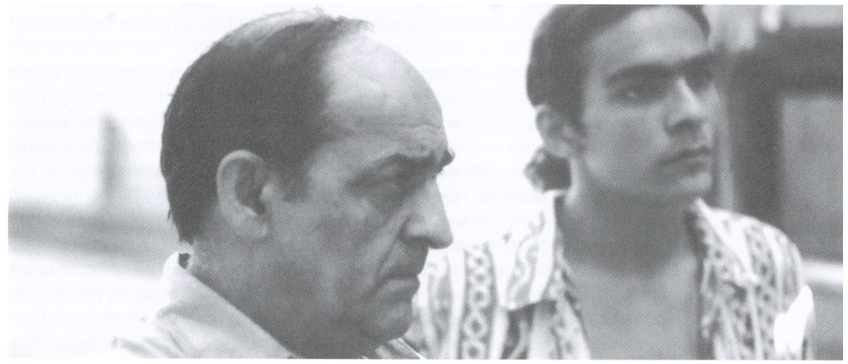
Dein Gerald Kurdoğlu Nitsche

Foto: Stock-Exchange

… UND DANN ZOGEN WIR WEITER

MIŠO NIKOLIĆ HAT UNS VERLASSEN. EIN NACHRUF

Mišo Nikolić starb am 27. Oktober 2007 im Alter von 66 Jahren in Wien. Geboren in Serbien, bei Petrovac na Mlavi, aufgewachsen in der Belgrader Roma-Siedlung Marinkova Bara, führte ihn sein Lebensweg in viele Länder der Welt, bis er sich schließlich in Wien niederließ. In der Wohnwagensiedlung am Ringelseeplatz in Wien-Floridsdorf lernte er Ruža Lakatos kennen und lieben. Gegen den Willen der Eltern – Mišo und Ruža stammten aus verschiedenen Romagruppen – heirateten die beiden, gründeten eine Familie und bekamen fünf Kinder, Johnny, Manuela, Sascha, Martin und Mischa. Die Familie erlebte schwere Schicksalsschläge; den schlimmsten, als der Sohn Sascha im Dezember 2004 nach langer schwerer Krankheit starb. Diesen Verlust haben weder Mišo noch Ruža je überwunden.



Mišo Nikolić mit seinem Sohn Mischa, anlässlich einer Veranstaltung auf der Wiener Donauinsel 1997, Foto: Mehmet Emir

Eine Wegstrecke durfte ich mit der Familie gehen. Mit Mišo verband mich eine Beziehung, die von anfänglichen Auseinandersetzungen geprägt war, bis wir schließlich an einem Punkt tiefer gegenseitiger Wertschätzung anlangten.

Ich hatte mich 1988 aufgemacht, die Romamusik zu erforschen, ein Thema zu dem damals keine öffentlich zugängliche Information zur Verfügung stand.

Zusammen mit Mozes Heinschink, dem Taufpaten der fünf Nikolić-Kinder, war ich im Jahr 1989 nun erstmalig eingeladen, die Sängerin Ruža Nikolić-Lakatos zu besuchen – und sehr nervös. Wir betraten jene Küche im Haus der Familie im 22. Wiener Gemeindebezirk, die als Kommunikationszentrum diente und in der ich später noch so oft – liebevoll bewirtet – sitzen sollte. Mišo, der Hausherr, war reserviert, aus verständlichen Gründen: Da kommt eine fremde Person daher und möchte die Romamusik erforschen, indem sie ihre Aufnahmegeräte in der Küche aufbaut und alles Mögliche wissen will.

Das gab er mir gleich damals zu verstehen. Trotzdem war er dann letztlich derjenige, der den Grundstein dafür legte, dass Ruža Nikolić-Lakatos als Sängerin aus der „Verborgenheit" heraustrat. Ruža hatte, immer nur für Roma gesungen, meist bei Familienfesten. Als ich sie 1989 bat, bei einer öffentlichen Veranstaltung, die ich kuratierte, mit ihren traditionellen Lovara-Liedern aufzutreten, lehnte sie ab. Ceija Stojka sang im offiziellen Programm und Ruža und Mišo waren im Publikum. Mišo beschreibt die folgenden Szenen so: „Die Veranstaltung begann, Ceija sang mehrere Lieder, einige mit, einige ohne Begleitung. Da ich zwei oder drei Krügel Bier getrunken hatte, bekam ich Mut und sagte zu Ruzsa, dass sie noch besser singen kann und deswegen soll sie auch singen heute, nur zwei Lieder, ein langsames und ein schnelles, zu dem ihr Bruder und ihre Cousine tanzen könnten. Ruzsa lehnte noch immer ab, aber ich bestand darauf und schließlich ging sie doch zur Frau Uschi und sagte ihr, dass sie bereit sei, etwas zu singen. Diese war froh darüber …" (Nikolić 2000:132). Der Auftritt wurde ein fulminanter Erfolg und damit begann die öffentliche musikalische Karriere Ružas. Mišo begleitete seine Frau bis zu seinem Tod auf der Gitarre. Das letzte gemeinsame Konzert fand 2007 in München statt.

Ab 1991 begann die Dokumentation von Ružas Liedrepertoire. Mein Aufnahmegerät, der Sony Dat-Recorder, wurde so selbstverständlich, dass Mišo einmal, als ich es nicht dabei hatte, erstaunt fragte, ob ich heute nicht aufnehmen würde. Zuerst waren die vielen Lieder nur fürs Archiv gedacht. Ruža und Mišo fanden es wichtig, dass die musikalische Tradition der Lovara in der Universität für Musik und darstellende Kunst einen Platz haben sollte, auch für die Nachwelt. Den ersten Auftritt in der Universität hatten die beiden 1994, bei der Präsentation ihrer ersten CD (Amare gila).

In den folgenden Jahren begannen die Söhne Sascha und Mischa mitzumusizieren und brachten ihre innovativen Ideen ein. Neben das Traditionelle trat Modernes. Mišo war sehr offen dafür, denn eigentlich war er früher schon ein kreativer Erneuerer gewesen, der auf der musikalischen Tradition seiner Frau aufbauend, Neues schuf. Viele der sogenannten „neve gila" (neuen Lieder) in Ružas Repertoire stammen von ihm. Ich durfte manchmal auch miterleben, wenn ein neues Lied entstand. Noten wurden nie notiert, die Melodien entstanden aus der Intuition und blieben im Gedächtnis.

Mišo war einer, der immer weiter ging und neue Wege suchte. Er begann noch mit 56 Jahren, Bücher zu schreiben, faszinierende autobiografische Erzählungen („… und dann zogen wir weiter" 1997, „Landfahrer" 2000), die ein authentisches Bild vermitteln von den „Lebenslinien einer Romafamilie" Nun ist Mišo Nikolić weiter gegangen, in ein anderes Leben. Uns bleiben seine Lieder, seine Texte und die Erinnerung an einen außergewöhnlichen, liebenswerten Menschen.

Ursula Hemetek

Empfohlene Literatur:

Ursula Hemetek, 1994/1998. *Amare ila – Unserer Lieder.* Ruža Nikolić-Lakatos. Eine Dokumentation der Lovaraliedkultur am Beispiel der Familie Nikolić-Lakatos. (= Tondokumente zur Volksmusik in Österreich, Vol. 4, Hg. Rudolf Pietsch), CD mit Beiheft

Mišo Nikolić, 1997 … *und dann zogen wir weiter.* Lebenslinien einer Romafamilie. Drava: Klagenfurt

Mišo Nikolić, 2000. *Landfahrer. Auf den Wegen eines Rom*. Drava: Klagenfurt

Ceija Stojka, 1988. *Wir leben im Verborgenen*. Erinnerungen einer Rom-Zigeunerin. Picus: Wien

DER STOLZ DER MUSCHEL AUF IHRE PERLE

WIEN EHRT MANSUR BİLDİK UND ARET GÜZEL ALEKSANYAN

Am Dienstag dem 26. Feber 2008 wurde im Wappensaal des Wiener Rathauses zwei Künstlern das Goldene Ehrenzeichen für Verdienste um das Land Wien verliehen. Diese Auszeichnung bekommen Menschen, die sich überragende Verdienste um das Land Wien durch ihr öffentliches oder privates Wirken erworben haben. Bei den Geehrten handelt es sich um Aret Güzel Aleksanyan und Mansur Bildik.

Aret Güzel Aleksanyan ist Leiter des Interkulttheaters im 6. Bezirk in Wien, bekannt(er) aber wurde er durch sein Programm „Derwisch erzählt" I und II.

Mansur Bildik ist Musiker und unterrichtet, neben seinen zahlreichen Auftritten, am Franz Schubert Konservatorium (und in Volkshochschulen, Kultur- und Jugendzentren sowie in Workshops) sein Instrument Saz. Sein „Gang zwischen Orient und Okzident", wie in der Laudatio ausgedrückt wurde, führte ihn immer wieder in Kooperationen mit österreichischen MusikerInnen. Bildik arbeitet regelmäßig als Begleiter bei Lyriklesungen und auch das Komponieren von Filmmusik gehört zu seinem Schaffen. Er lebt, wie Aret Güzel Aleksanyan, seit mehreren Jahrzehnten in Wien.

Das Publikum im vollen Saal verteilte sich der „Wichtigkeit" nach von vorne nach hinten. In den ersten Reihen saßen Wiener Stadtpolitiker und Vertreter der türkischen Diplomatie, dahinter die anderen, Freunde, Bekannte und Interessierte. Dazwischen die Fotografen und Kameraleute.

Um 10 Uhr begann die Ehrung mit einem Stück von Mozart, das von einer Handvoll Musikern gespielt wurde. Die Stadträtin Sandra Frauenberger, die, unter anderem, für Integration zuständig ist, hielt die Laudatio. Sie sprach über die Verbundenheit von Mansur Bildik und Aret Güzel Aleksanyan mit der Kunst, aber und vor allem war es ihre Verbundenheit mit Wien, wofür sie das Ehrenzeichen verliehen bekamen. Sehr viel Wert legte Frauenberger darauf, dass gerade Kultur in der Integrationspolitik viel leisten kann.

Nach dem Applaus folgte die Übergabe des Ehrenzeichens durch die Stadträtin und im Anschluss wurde das Podium den Geehrten überlassen. Aret Güzel Aleksanyans Rede können Sie auf der gegenüberliegenden Seite nachlesen. Mansur Bildik sprach nicht ohne Witz über seine Anfangszeit in Wien, als er noch regelmäßig der Fremdenpolizei vorspielen musste, um sie zu überzeugen, dass er wirklich Musiker sei. Und über die Umstände wie es dazu kam, dass er heute an der Musikuniversität unterrichtet.

Am Ende spielte wieder die kleine Kapelle.

Philipp Schmickl

Mansur Bildik bei der Preisverleihung, Foto: Ömer Michael Zillinger

die grüne bildungswerkstatt

Grüne Bildungswerkstatt Minderheiten

(+43) 0699/12 65 89 84
thomas.busch@drava.at

Die Grüne Bildungswerkstatt ist eine Ideenwerkstatt mit dem Ziel

- politische Inhalte mit einer breiten Öffentlichkeit zu diskutieren
- zur Bewusstseinsbildung über politische Zusammenhänge beizutragen und zu politischem Handeln zu motivieren
- das nötige Handwerkszeug für politische Beteiligung anzubieten
- als Schnittstelle zwischen ExpertInnen, zivilgesellschaftlichen Organisationen und politischen AkteurInnen aufzutreten
- grundsätzliche Orientierungen für die Programm- und Bildungsarbeit zu entwickeln.

Im Zentrum unserer Bildungsarbeit steht die Suche nach einem umfassenden Denkrahmen für grüne Politik, der neben dem Grundwert der Ökologie auf Solidarität, Basisdemokratie, Selbstbestimmung, Gewaltfreiheit und auf einer feministischen Grundhaltung beruht.

Anzeige

DOPPELTES HEIMWEH

AUSZUG AUS DER DANKESREDE ANLÄSSLICH DER VERLEIHUNG DES GOLDENEN EHRENZEICHENS DES LANDES WIEN

Aret Güzel Aleksanyan

Sehr geehrte Frau Stadträtin,
sehr geehrte Gäste, liebe Freunde,

Weil ich nun mal vom Theater komme und stets versucht bin, die Dinge im Leben mit einem gerüttelt Maß an Humor zu betrachten, habe ich mich bemüht, meine Rede möglichst unkonventionell zu gestalten.

Ich möchte Ihnen eine wahre Geschichte mit einer einzigen eingebauten Lüge erzählen:

Libanesische Soldaten waren schon immer berühmt für ihre Opferbereitschaft und ihren Todesmut und deshalb sehr beliebt als Söldner.

Da sie sehr arm waren, nahmen sie jedes Angebot an und kämpften in den unterschiedlichsten europäischen Truppen. Doch jedes Mal litten sie bald alle an einer seltsamen Krankheit. Sie manifestierte sich durch nicht genau lokalisierbare körperliche Schmerzen. Auch Herzklopfen, Appetitlosigkeit, Schlafstörungen und andere Qualen suchten die armen Soldaten heim.

Man sah sich bald gezwungen, diese diversen Symptome einer Krankheit zuzuschreiben, die bereits Pellegrini (ein venezianischer Arzt) im Jahre 1766 zu den eigenständigen Krankheiten zählte und *Heimweh* nannte. Und in der Tat, sobald diese Soldaten in ihre libanesischen Dörfer und Städte zurückkehrten, wurden sie gesund.

Die einzige Lüge in dieser Geschichte ist die von der Herkunft der Soldaten. Es waren keine Libanesen sondern Schweizer. Die Erkrankung in der Fremde war sogar in vielen Ländern als ureigene schweizerische Eigenschaft bekannt. (...)

Als ich vor 34 Jahren mit soliden Deutschkenntnissen ausgestattet, die ich im St. Georg Kolleg erwarb, meine Heimatstadt Istanbul verließ und nach Wien kam, hatte ich trotz meiner sprachlichen Integrität sehr lange starkes Heimweh. Vor allem hat man es doppelt so schwer, wenn man auch noch dazu Kunst und Kultur als seinen Leidensweg in der Fremde gewählt hat.

Doch mit der Zeit stellte sich bei mir, wie bei sehr vielen anderen MigrantInnen – vor allem bei Migrantenkindern aus der 2. und 3. Generation – eine Veränderung ein. Mein Heimweh splittete sich. Nach meiner ursprünglichen Heimatstadt Istanbul blieb es. Doch ich spürte nach einigen Jahren auch Heimweh nach meiner neuen Heimatstadt Wien, immer wenn ich längere Zeit weg war.

Dieses Gefühl war für mich neu und überraschend. Denn plötzlich war meine Liebe nicht geteilt, sondern verdoppelt. Es war ungefähr so wie meine Liebe zu meiner Frau und die zu meiner Mutter. Ich hatte auf einmal zwei *Zuhause*.

Und ich empfand und empfinde es als einen immensen Reichtum und seltenes Privileg in zwei Kulturen zu Hause zu sein. Ich habe es ehrlich gesagt satt, mich ständig „Mitbürger mit Migrationshintergrund" nennen zu lassen. Denn diese Bezeichnung impliziert, dass ich einer von denen und nicht von uns oder von euch bin.

Ja, wir sind zwar Migrationshintergründler, aber wie schon der Name sagt, ist unsere Migration im Hintergrund und es ist auch gut, wenn wir sie dort behalten (...).

Denn in diesem Hintergrund sind unsere Geschichten verborgen. (...) Und wir haben verdammt viele Geschichten. Lasst uns sie Euch erzählen.

Aber im Vordergrund steht unser *hier* und *jetzt*, wo wir unsere Erwartungen, Interessen, schlicht unser Leben mit Euch, unseren neuen Heimatgefährten teilen.

Und dieses *Miteinander* würde uns allen dann auch viel besser gelingen, wenn wir alle beginnen würden, mehr mit dem Herzen zu sehen und dem Bauch zu hören.

So wie die Muschel, die eines Tages plötzlich einen Fremdkörper in ihrem Bauch spürte. Eine Perle. Bis ihr klar wurde, dass dieser Fremdkörper in ihrem Bauch eigentlich etwas sehr Schönes und Wertvolles in seiner Andersartigkeit ist und sie diese wunderschöne Perle mit Stolz in ihrem Bauch zu tragen und sie nunmehr als einen Teil von sich zu betrachten begann.

Nun verstehe ich diese Auszeichnung eben als ein Zeichen des Stolzes der Muschel auf ihre Perlen und möchte für dieses Lob meinen Dank aussprechen. (...)

Und umso glücklicher bin ich (...), als ich diese Anerkennung von dieser wunderbaren Stadt Wien bekomme, die ich liebe und in der ich unendlich gerne lebe und arbeite (...).

Lob und Anerkennung, die ich nach Luft und Wasser als die wichtigste Quelle betrachte, aus der wir Kraft und Hoffnung schöpfen. Daher danke ich für diese wertvolle Auszeichnung, die mir zugedacht und für die ich würdig befunden wurde von ganzem Herzen.

Nicht zuletzt möchte ich ebenso allen meinen Dank aussprechen, die schon seit Jahren diesen Weg mit mir gehen und einen großen Anteil an dieser Auszeichnung haben. Allen voran meiner Frau Barbara. Und nicht minder meinen Weggefährten Ebru und Cumhur und all meinen anderen MitarbeiterInnen. Und ein ganz dickes Bussi mit einem Danke schön schicke ich meiner Mutter hinauf in den Himmel, die jahrelang auch die Mama des Interkulttheaters war.

Und Euch, meine lieben Freunde, danke ich ebenfalls herzlich, dass ihr heute gekommen seid, um dieses Glück mit mir zu teilen.

Und dass es dadurch sich verdoppelt und verdreifacht.

Danke schön!

Aret Güzel Aleksanyan und Integrationsstadträtin Sandra Frauenberger, Foto: Arlin Güzel

DER UNVERSTELLTE BLICK AUF DIE SPRACHE

Dimitré Dinev ist der prominenteste Autor, der an dem seit 1997 veranstalteten Literaturwettbewerb „schreiben zwischen den kulturen“ teilgenommen hat. Auch im Jahr 2008 veranstaltet der *verein exil* diesen Wettbewerb. Das Ziel ist, neue literarische Talente in Österreich zu entdecken. AutorInnen, die auf Grund ihres neuen, oft unverstellten Blickes auf die deutsche Sprache imstande sind, dieser neue Impulse zu geben. Ihre literarische Auseinandersetzung mit den Themen Fremdsein, Anderssein, Integration, Leben zwischen den Kulturen sollen thematisiert werden.

Der Wettbewerb ist mit Preisgeldern von insgesamt 13.000 Euro dotiert. Teilnahmeberechtigt sind Personen, die seit mindestens einem halben Jahr in Österreich leben. Die in deutscher Sprache verfassten Texte sollen den Umfang von 20 Seiten nicht überschreiten.
In drei Jurysitzungen werden die PreisträgerInnen ermittelt. Die Preise werden im Rahmen eines Festaktes im November 2008 im Amerlinghaus verliehen. Die Texte der PreisträgerInnen und ausführliche Interviews mit den prämierten AutorInnen werden in einer Anthologie der edition exil im Herbst 2008 veröffentlicht.

Einsendeschluss (Prosa, Lyrik, Drama): 30. April 2008
Einsendeschluss (Schulprojekte, Jugendtexte): 30. Juni 2008
Einsendungen an: verein exil, Kennwort „Literaturpreis“, Stiftgasse 8, 1070 Wien oder: verein.exil@inode.at

Weitere Informationen via Internet: www.zentrumexil.at unter Literaturpreise und Ausschreibung.

red

DIE SPIELRÄUME DER WACHAU

Das „Viertelfestival Niederösterreich – Mostviertel 2008“ wird unter dem Motto spiel:räume vom 9. Mai bis 14. September 89 Kunst- und Kulturprojekte aus der Region präsentieren. Einer der Schwerpunkte befasst sich mit Migration sowie mit marginalisierten Gruppen. Beim Kunstprojekt „Stille Post“ geht es ums Hinhören, um die leisen Töne und um das, was sich zwischen Worten abspielt. Personen mit migrantischem Hintergrund aus der Region spielen „Stille Post“ und lassen einen Text durch mehrere Sprachen wandern. Am Anfang und am Ende des Reigens steht der deutsche Text. Das Ergebnis wird als audiovisuelles Objekt in Amstetten, St. Pölten, Waidhofen/Ybbs und Haag für jeweils 2 bis 4 Wochen präsentiert. „Du nix Ärgan“ zeigt die leidvollen Erfahrungen von MigrantInnen auf dem Weg ÖsterreicherInnen zu werden. Die Bevölkerung ist an dem als Lernspiel konzipierten Kunstprojekt eingeladen sich aktiv zu beteiligen. „Hinein ins freie Leben“ schildert die Bedürfnisse und Vorstellungen behinderter Menschen. Kernanliegen ist das respektvolle Miteinander. „Wenn es Ernst wird in der Wachau“ führt an die Ufer eines belebten Badestrands in der Wachau. Dass man Menschen aus Afrika, die dort ankommen, auch würdig empfangen kann, wird in diesem Projekt aufgezeigt. Eine Tafel wird aufgebaut, es wird gefeiert, eine Blaskapelle spielt auf und Ehrendelegationen halten begeisternde Reden – surreal und aberwitzig.

Stille Post, Foto: Kunstgruppe MADE

Nähere Informationen zum Programm: www.viertelfestival-noe.at

red

NÔ PINTCHA

EINE MINDERHEIT DER MEHRHEIT BITTET UM UNTERSTÜTZUNG

Seit ca. 30 Jahren gibt es im Nordburgenland an der Grenze zu Ungarn die Jazzgalerie Nickelsdorf. Einerseits ist sie ein Restaurant/Café für die Einheimischen, andererseits ein von New York bis Tokio, unter Liebhabern einer bestimmten Art von Musik, bekannter Ort des Austausches, des Kennenlernens, des Abbauens zumindest musikalischer Barrieren.

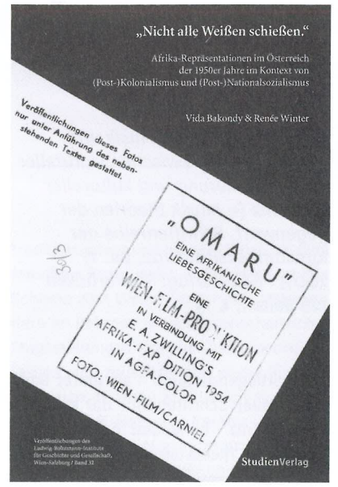
So haben schon manche NickelsdorferInnen oder Leute aus der unmittelbaren Umgebung sowie Berlinerinnen oder Elsässer mit DJs aus Brooklyn oder Marseille gesprochen, wenn diese nicht gerade ein neues Projekt mit österreichischen, holländischen oder deutschen Schlagzeugern, Saxofonistinnen, Posaunisten, etc. besprachen. Diese Internationalität spielte sich jährlich während des dreitägigen Festivals “Konfrontationen” Mitte Juli ab. Aber auch während des Jahres traten regelmäßig MusikerInnen und Bands im intimen Rahmen des Clubs auf, der sich im Keller des Restaurants befindet.

Aufgrund finanzieller Probleme ist es ungewiss, ob dies weitergeführt werden kann. Darum gibt es im Frühjahr eine Reihe von Benefizveranstaltungen von Amsterdam bis Wien:

20. 3. Berlin, Festsaal Kreuzberg
28. 3. Wien, Porgy & Bess (u. a. mit Ken Vandermark)
1. 4. Wien, Fluc (u. a. mit Christian Fennesz)
13. 4. Wien, Ragnarhof (u. a. mit Christof Kurzmann und Bernhard Fleischmann)
24. 5. Apetlon (Seewinkel), Roots
Die holländische Band The Ex spielen ein Benefizkonzert in Amsterdam und eines in Wien (Termin und Ort noch nicht bekannt.)
Alle, die einer Internationalität positiv gegenüberstehen und/oder Lust auf “spontane Musik” haben, sind herzlich eingeladen.
Nähere Informationen:
www.konfrontationen.at

Philipp Schmickl

POSTNATIONALSOZIALISTISCHE AFRIKA-BILDER



Vida Bakondy/Renée Winter: „Nicht alle Weißen schießen“. Afrika-Repräsentationen im Österreich der 1950er Jahre im Kontext von (Post-)Kolonialismus und (Post-)Nationalsozialismus.
StudienVerlag
200 Seiten; € 24,90

Vida Bakondy und Renée Winter haben mit „Nicht alle Weißen schießen“ weit mehr als die Analyse eines Films vorgelegt. Anhand des Films „Omaru – Eine Afrikanische Liebesgeschichte“, der 1954 von einem österreichischen Filmteam in Kamerun gedreht wurde, eröffnen die beiden Historikerinnen und Kulturwissenschafterinnen eine wesentlich breitere Perspektive auf das Afrika-Bild im postnationalsozialistischen Österreich.

Der Film, der Mittel- und Ausgangspunkt des Buches darstellt, sollte in den 1950er Jahren dem österreichischen Publikum ein angeblich „authentisches“ Afrika darstellen. Die acht Monate dauernden Filmarbeiten in Kamerun wurden vom Regisseur Albert Quendler unter Beratung des „Afrikaforschers“ Ernst Alexander Zwilling durchgeführt und stehen am Schnittpunkt zwischen ethnografischem Film, Dokumentar- und Spielfilm.

Der im Norden Kameruns im Fulani-Sultanat Rey Bouba spielende Film lebt vom Gegensatz zwischen den islamischen Fulani im Tiefland und der Hauptstadt von Rey Bouba und den nichtislamisierten Bergbewohnern, den Kirdi, die sich vor den islamischen Eroberern in den Schutz der Berge und in das Sumpfgebiet des Tuburi zurückgezogen hatten. Erzählt wird eine relativ banale Liebesgeschichte in solch einem Kirdi-Dorf. Der Mann, Omaru, geht in die Stadt, verliebt sich dort in eine Fulani-Frau, erliegt den Verlockungen der Stadt und versucht dort den sozialen Aufstieg. Als seine frühere Geliebte aus dem Dorf in die Stadt kommt um ihn wieder zu holen, wird sie von der als verführerisch und geheimnisvoll dargestellten Städterin ausgepeitscht, schließlich aber von Omaru erkannt, der mit ihr wieder in die Berge flieht.

Die Filmsprache strotzt vor kolonialen Klischees, insbesondere die sexuelle Darstellung der weiblichen Hauptdarstellerin Jindaray, Omarus Freundin. Zur Auswahl der Hauptdarstellerin schrieb Zwilling in seiner Publikation „Rei Buba schrieb das Drehbuch“: *„Sie war hellhäutig, schlank und fast zart zu nennen, hatte einen ebenmäßigen Körper mit prallen kleinen Brüsten, kindliche Gesichtszüge und eine natürliche Anmut, also alle Eigenschaften, die wir so lange vergeblich gesucht hatten.“* (S. 77)

Die Autorinnen weisen detailliert nach, wie Jindaray zum einerseits kindlich-verniedlichten andererseits sexuell konnotierten Objekt gemacht wird. Aber nicht nur die weibliche Hauptdarstellerin, alle afrikanischen ProtagonistInnen sind primär Körper und keine Individuen. *„In den Repräsentationen anonymisierter Figuren als ArbeiterInnen und Tanzende zeigt der Film Omaru, wie sich Körper im Zusammenhang mit kulturellen Aktivitäten bewegen. Individuelle Geschichten und Subjektivitäten haben keine Relevanz.“* (S. 107)

Dieser (post-)koloniale Blick ist jedoch nicht nur eine Übertragung kolonialer Bilder in eine österreichische Filmsprache der 1950er Jahre, sondern auch eine eigene österreichisch-postnationalsozialistische Rezeption Afrikas. Vida Bakondy und Renée Winter gehen in ihrem Buch nicht nur den kolonialrevanchistischen Vorstellungen Zwillings nach, der sich als aktiver Nationalsozialist für die Rückgewinnung der ehemals deutschen Kolonie Kamerun einsetzte, sondern zeichnen auch Differenzen zum weniger ideologischen Albert Quendler, der sich nachträglich in den Interviews mit den Autorinnen etwas von Zwilling abzusetzen versucht. Parallelitäten finden die Autorinnen auch zu Leni Riefenstahl, die sich nach ihrer Karriere als NS-Regisseurin ja auch in Afrika, in den Nuba-Bergen im Sudan, neue Objekte ihres Körperkults suchte. Afrika wird zum verlorenen Paradies, zum „Natürlichen“, nach dem sich die nationalsozialistische Romantik so sehnte. Im Gegensatz zu Riefenstahl gesteht Omaru-Regisseur Quendler allerdings ein, *„dass sich seine Imaginationen von Afrika, die er im Film umzusetzen versuchte, nicht unbedingt mit jenen der dort lebenden Menschen deckten. Denn auf die Frage, ob der fertiggestellte Film in Kamerun gezeigt wurde, antwortete der Regisseur: ›Das wäre ja im Kontext entkolonialisierter Länder. Wenn ich jetzt komm und nackte Kirdi zeige, werde ich ja als ‚Verräter‘, ‚Lügner‘ bezeichnet.‹“* (S.69)

Interessant sind in diesem Zusammenhang auch die Ausführungen der Autorinnen zur Parallelität zwischen BergbewohnerInnen (Kirdi) und FlachlandbewohnerInnen (Fulbe) mit Österreich und Deutschland, mit dem man nach 1945 nichts mehr zu tun haben wollte, wollte man doch das alpine Unschuldslamm mimen.

Das Buch von Bakondy und Winter ist keine Darstellung der realen gesellschaftlichen Verhältnisse in Kamerun bzw. im Sultanat Rey Bouba, sondern ein Werk über die österreichische Sichtweise auf Afrika in einem postkolonialen und postnationalsozialistischen Kontext. Basierend auf TheoretikerInnen, die überwiegend aus dem Spektrum der Cultural Studies und der Postkolonialen Theorie stammen (Stuart Hall, Edward Said, Homi Bhabha, u.a.) liefern sie dabei interessante und neue Einblicke in das postnationalsozialistische Afrikabild Österreichs.

Thomas Schmidinger

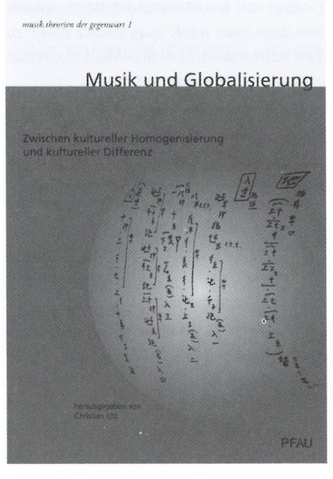
DENK-GRENZEN ÜBERSCHREITEN

Christian Utz (Hg.): Musik und Globalisierung. Zwischen kultureller Homogenisierung und kultureller Differenz (= musik.theorien der gegenwart, Schriftenreihe der Kunstuniversität Graz, Bd. 1)
2007, PFAU-Verlag: Saarbrücken
126 Seiten; € 15

Das vorliegende Buch – als erster Band einer neuen Schriftenreihe der Kunstuniversität Graz – behandelt in Teilaspekten das „große" Thema unserer Zeit. Es geht um eine Zusammenschau von sehr verschiedenen „Musiktheorien" und die Ausweitung des, interdisziplinären Ansatzes auf die Philosophie.

Der diskursive Ansatz, der einem solchen Thema durchaus entspricht, wird dadurch unterstrichen, dass auch Diskussionen schriftlich wiedergegeben werden.

Es ist nicht verwunderlich, dass der erste Beitrag im Buch aus dem Fach Ethnomusikologie stammt, weil sowohl kulturelle Differenz als auch die angebliche Gefahr der kulturellen Homogenisierung seit mehr als 100 Jahren von Ethnomusikologen thematisiert werden. Gerd Grupe verwendet in seinem Beitrag über „Musikkulturen der Welt in Zeiten der Globalisierung" den Begriff „Cultural Grey-Out", der die Befürchtung vieler Ethnomusikologen in der Vergangenheit bezeichnet, die Vielfalt der Musikkulturen der Welt könnte aufgrund der „Verwestlichung" aussterben. Er setzt dieser Argumentation entgegen, dass zwar einzelne lokale Musikstile verschwinden, andere aber eben durch die Globalisierung neu entstehen und belegt dies anhand von Beispielen aus Nigeria und Zimbabwe.



Christian Utz setzt sich mit Universalismus und kultureller Differenz in der neuen Musik auseinander. Er nennt den Komponisten Stockhausen als negatives Beispiel, der für eine Grundhaltung westlicher Hegemonie steht und führt sodann drei Beispiele an (José Maceda, Ge Ganru, Yûji Takahashi), die positive Aspekte des Umgangs mit kultureller Differenz im kompositorischen Schaffen dokumentieren.

Beide Referenten sind sich einig, dass die Zeiten des kulturellen Essentialismus vorüber sind und statische Kulturkonzepte sich überlebt haben.

Der Musikhistoriker Peter Revers beschäftigt sich mit der Entdeckung und Erforschung chinesischer Musik im 18. Jahrhundert. Der Zeitgeist im 18. Jahrhundert repräsentiert einen gängigen abendländischen kulturellen Hegemonieanspruch. Im Gegensatz dazu erweisen sich bei näherer Betrachtung die Zeugnisse des Jesuiten Jean-Joseph Marie Amiot (1718-1793), der vier Jahrzehnte in Beijing verbrachte, durchaus als Zeugnisse einer ernsthaften Auseinandersetzung mit chinesischer Musiktradition, insbesondere der Musiktheorie, ohne einen Überlegenheitsanspruch zu vertreten.

Franz Martin Wimmers Beitrag ist der einzige, der sich nicht mit Musik beschäftigt: „Vom Umgang mit kulturellen Differenzen in der Philosophie". Aber die Geschichte der Philosophie im Umgang mit Differenzen ist natürlich übertragbar auf die musikalische Ebene. Auch hier wird das „Fremde am Eigenen gemessen" und Differenz oft als Defizienz gesehen. Wimmer nennt anschauliche Beispiele aus der Geschichte der Philosophie, wie z.B. die Anschauung, dass die Chinesen zwar in ihren ethischen und sozialen Institutionen allen anderen Völkern überlegen seien, aber leider unfähig, sich selbst aus ihrer jahrhunderte langen Stagnation zu befreien: das findet sich von Leibnitz über Hegel bis Max Weber.

Der Autor stellt als einen möglichen Ansatz mit Differenzen umzugehen das Modell des Polylogs vor und erläutert diesen als „regulative Idee", die Praxisregeln für den Umgang mit kulturell differenten Traditionen liefern kann, eine Idee die auch für Ethnomusikologen durchaus inspirierend wirkt.

Jörn Peter Hiekel setzt sich mit dem Werk des zeitgenössischen Komponisten Hans Zenders auseinander, unter dem Blickwinkel von „Tendenzen kultureller Entgrenzung". Er charakterisiert Zenders Werk, das oft auf asiatische Traditionen Bezug nimmt, durch Heterogenität in den Konzepten der Interkulturalität im Gegensatz zu hybriden Mixturen.

Der Komponist Hans Zender selbst bringt sodann seine Gedanken über „das Eigene und das Fremde" in seiner Oper „Chief Joseph" zu Papier. Er sieht diese Oper als Konfrontation dieser beiden Positionen, wobei für ihn eine Auseinandersetzung mit dem Fremden immer jene mit dem Eigenen voraussetzt.

Ein wesentlicher Aspekt in der abschließenden Reflexion ist der Gegensatz zwischen der optimistischen Perspektive zur Globalisierung aus der Sicht der Ethnomusikologie und der Beschreibung der interkulturellen Begegnung als schwieriger Prozess in der zeitgenössischen Komposition.

Insgesamt liegt dieser Publikation das Bemühen um das Überschreiten der Grenzen der eigenen Denk-Universen zugrunde, sowohl in Richtung Interkulturalität als auch in Richtung Interdisziplinarität, was in Diskursen über Musik nicht immer selbstverständlich ist. Sie belegt, dass man zu diesem scheinbar ausgereizten Thema durchaus Anregendes publizieren kann.

Zwei Anmerkungen am Rande:

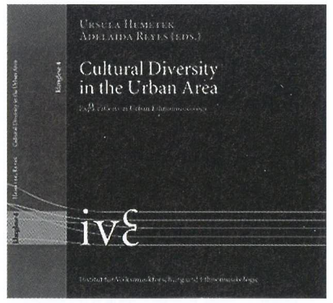
1. Es fehlen dieser Publikation die Hörbeispiele, die zum Verständnis einiger Artikel unbedingt nötig wären.

2. Die Welt der Musiktheorien in diesem Buch, sowohl der Subjekte als auch der Objekte, präsentiert sich ausschließlich männlich. Die Autoren sind Männer, genauso wie die behandelten Philosophen, Komponisten und Wissenschaftler. Gerade beim Thema „kulturelle Differenz" erscheint es nicht unbedingt eine zeitgemäße Strategie zu sein, weibliche Sichtweisen auszublenden.

Ursula Hemetek

UNERWARTETE MUSIKALISCHE WELTEN

Ursula Hemetek/Adelaida Reyes (eds): Cultural Diversity in the Urban Area: Explorations in Urban Ethnomusicology. (= klanglese 4), englisch. Institut für Volksmusikforschung und Ethnomusikologie, Wien
2007
160 Seiten + 2 CDs; € 25



Die aus der gleichnamigen Tagung aus dem Jahr 2006 in Wien hervorgegangene Aufsatzsammlung beschäftigt sich mit den vielfältigen Klangwelten der Minderheiten in Städten. Die AutorInnen widmen sich der Frage, welche Rolle die Musik im Prozess der Transkulturation sowie im Kontext von Integration und Segregation spielt. Bei einem Großteil der Beiträge handelt es sich um Fallstudien in Wien. Ein Beitrag erforscht und vergleicht die facettenreichen Musikräume in den Metropolen Chicago, Kalkutta und Berlin.

Ein Thema, das sich durch fast alle Fallstudien zieht, ist die Transkulturation der Musik der Migrantencommunities. Transkulturation bezeichnet in diesem Zusammenhang einen Prozess der Modifikation und Entwicklung der Minderheitskulturen im Zuge der aktiven Interaktion mit der Mehrheitskultur (S. 65). So kann beobachtet werden, dass die türkischen Migrantengruppen ein traditionelles Lied zu unterschiedlichen Anlässen andersartig präsentieren und dadurch ihre musikalische Sprache transformieren (siehe Beitrag von Hande Sağlam) oder wie die serbischen und kroatischen Gruppen ihre Identität durch innovative Musik bzw. Hochzeitsfeiern rekonstruieren (siehe Beitrag von Sofija Bajrektarević). Im Gegensatz zu den Fallstudien über die in Wien lebenden Migrantencommunities, bei denen die Transkulturation innerhalb einer Stadt bzw. der eigenen Community stattfindet, stellt die Chicago-Kalkutta-Berlin-Studie die Transkulturation dar, die sowohl in transnationalen Räumen als auch in Kreuzungsfeldern – *diasporic counterpoint* – der verschiedenen Musiktraditionen, Diasporas und kulturellen Imaginationen erfolgt (siehe Beitrag von Philip V. Bohlman, Sebastian Klotz und Lars-Christian Koch). Ein Beispiel dafür sind die Klänge in Berlin, welche die jüdische Vergangenheit und die muslimische Zukunft zusammenbringen.

Von großer Bedeutung ist das Strukturschema für die unterschiedlichen Musikszenarien, das im Laufe des Forschungsprojektes „Musical Practice of Immigrants from the Former Yugoslavia and Turkey in Vienna", durchgeführt von Ursula Hemetek, Hande Sağlam und Sofija Bajrektarević, entwickelt wurde (S. 51 bis 92). Es handelt sich hierbei um eine Kategorisierung der Musikpraktiken unter Berücksichtigung der Funktionen, der Rahmenbedingungen sowie der Interaktion mit der Mehrheitsgesellschaft: Die interne Praxis (z. B. religiöse Zeremonie und Hochzeitsfeier), die Traditionspflege (z. B. Saz-Unterricht), das „Public Ghetto". (z. B. Discos und Live-Musik in von MigrantInnen betriebenen Cafés und Restaurants) und den kreativen Austausch (z. B. Festivals für Weltmusik wie Salam Orient).

Dieses Strukturschema ist anhand der ex-jugoslawischen und türkischen Communities in Wien entwickelt worden. Inwiefern es auch für andere Communities und Städte, andere Zeiträume und soziopolitische Kontexte zutreffend ist, bleibt vorerst noch offen. Das Schema bietet aber jedenfalls einen Ausgangpunkt für das Verständnis der Struktur der musikalischen Praktiken der Migrantencommunities im Zusammenhang mit der sozialen Segregation (bei der Internen Praxis und beim „Public Ghetto") und der sozialen Integration (teilweise bei der Traditionspflege und hauptsächlich bei dem kreativen Austausch). Außerdem regt das Schema zum Weiterdenken an, insbesondere im Rahmen sozialwissenschaftlicher Fragestellungen: Welche Zusammenhänge lassen sich zwischen den musikalischen und auch anderen kulturellen Ausdrucksformen (z. B. Malerei, Literatur und sogar Kochkunst) von Migrantengruppen und den sozioökonomischen und politischen Rahmenbedingungen in der Aufnahmegesellschaft identifizieren? Ist die Präsenz des „Public Ghettos" ein Zeichen für freie Spielräume einer multikulturellen Gesellschaft oder ein Zeichen für beschränkte Akzeptanz und Diskriminierung?

Alle Fallstudien in diesem Buch sind anregende Beispiele für die Vielfältigkeit von urbanen Musikwelten. Es wäre jedoch aufschlussreicher gewesen, wenn die Studien stärker an den theoretischen Teil des Buches (in dem unter anderem epistemologische und methodologische Fragen geklärt werden) anknüpfen würden. Gender scheint für alle Fallstudien relevant zu sein, ist aber nur in dem Aufsatz von Barbara Kostner und Paolo Vinati über die italienischen Musiker in Wien kurz erwähnt. Die untersuchten Musikszenen sind vorwiegend von männlichen Musikern besetzt. Die Fragen, welche Rollen Männer und Frauen in der Musik spielen oder warum uns Sängerinnen aber keine Gitarristinnen bekannt sind, erscheinen mir in diesem Zusammenhang nicht unbedeutend zu sein. „Gender und Musik" und „Gender und Migration" sind schon als Forschungsthemen und -ansätze etabliert worden; aber „Gender und Musik in der Migration" als eine sinnvolle Denkperspektive, wurde bis jetzt noch außer Acht gelassen.

Die Aufsatzsammlung liefert auch begleitende Daten in Audioform: zwei CDs, die Ergänzungen zum Text anbieten. Diese Klangdokumentation eröffnet „unerwartete musikalische Welten Wiens", Räume voller schöner Überraschungen. Insofern ist das Buch für ExpertInnen und Laien gleichermaßen interessant und wertvoll zu lesen, zu hören und mitzudenken.

Kim Kwok

SCHÖNE SCHWULE JUDEN

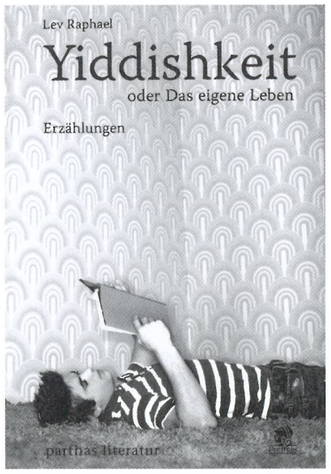
Lev Raphael: Yiddishkeit oder Das eigene Leben. Erzählungen. Aus dem Amerikanischen von Michael Haupt. Parthas Verlag: Berlin 2007 393 Seiten; € 24

... das ist der Eindruck, der am Ende des fast 400 Seiten starken Buches haften bleibt: Sehr schön, sehr schwul und dabei stolz und glücklich jüdisch sind die Protagonisten der Erzählungen im letzten und kürzesten der drei Teile, in welche die insgesamt 25 Kurzgeschichten portioniert sind.

In Schwulenmedien war das Buch dermaßen euphorisch rezensiert gewesen, Lev Raphael im Frühsommer 2007 sogar persönlich zu einer Lesung zu Gast in Wien, sodass ich – meinem minoritär allianten Anspruch folgend – nicht anders konnte, als dieses Buch unbedingt lesen zu wollen. Die ersten zehn Stories, allesamt gut geschrieben, ließen mich aber zweifeln, ob ich „im richtigen Film" gelandet bin. Es ging um Kindheit und Jugend der Nachkriegsgeneration in Amerika: Kinder von Holocaust-Überlebenden und wie sie mit dem Schweigen ihrer Eltern zu Rande kommen, mit den Bruchlinien, die sich aufgrund der von Ihnen im Europa der 1930er und 1940er Jahre gemachten traumatischen Erfahrungen durch deren Leben ziehen. Von Schwulsein keine Spur. Die Suchbewegungen nach einer eigenen Geschichte, mit der es sich leben lässt – nicht nur „aushalten" sondern positiv bezogen leben -, die in diesen ersten, noch „unschwulen" Geschichten erzählt wird, bleiben das ganze Buch hindurch bestehen: Fragen nach dem Stellenwert des „Amerikanischen" versus „Europäischen" in der eigenen Herleitung, nach der Bedeutung von Religion versus Säkularität werden vielfältig und vielschichtig verhandelt: Wer oder was bin ich, wenn ich ein Jude bin? Was macht mich zum Juden?

In den Geschichten der darauf folgenden Kapitel werden die Protagonisten zunehmend nicht bloß jüdisch sondern auch schwul. Erste Liebe und Coming Out, die Schwierigkeit, den Eltern, die ein Leben lang an den Wunden leiden, die ihnen Krieg und KZ, Zwangsarbeit und Flucht, oftmals der Tod aller Angehörigen geschlagen haben, nun beizubringen, dass ihr Sohn nicht vor hat, eine Familie im traditionellen Sinn zu gründen. Zu den von Kindheit an gemachten Erfahrungen mit dem durchschnittlichen amerikanischen Antisemitismus gesellen sich jene mit der nicht geringeren Anti-homosexualität in Reagans und Bushs Amerika. Und je nach Verfasstheit der jeweiligen Gemeinde zeigt die Religion ihr ganzes Spektrum an Gesichtern: von der Vertreibung jener, die „dem Herrn ein Gräuel sind" (Leviticus) aus der Synagoge bis hin zu dem unbeschreiblich wertvollen Gefühl von Heimat und Geborgenheit für sie. – Am Ende dieser langen Reise auf der Suche nach Würde, Stolz und Identität stehen jedenfalls Geschichten von schönen und glücklichen schwulen Juden.

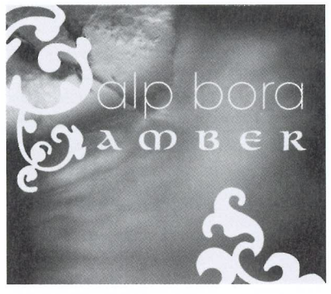
Helga Pankratz



FACETTEN EINER STIMME UND EINES TITELS

Alp Bora Trio: Amber
CD: Extraplatte – EX 743 007-2
www.alpbora.net

„Amber" ist ein schönes Wort mit vielen Bedeutungen. Auf Deutsch wird damit die Ambra bezeichnet, ein Stoff, der bei der Herstellung ganz exklusiver Parfums verwendet wird. Auf Englisch bedeutet das Wort Bernstein. Auf Türkisch ist Amber neben all dem auch der Name von Hibiskus – und schließlich ist es auch der Titel der ersten CD des Trios um Alp Bora, den aus der Türkei gebürtigen Musiker.



Alp Bora, der seit 1998 in Wien lebt, wurde vor allem als Sänger und Gitarrist der mittlerweile international renommierten „World"-Band Nim Sofyan bekannt. Seine samtene, aber kräftige Stimme wurde bald zum Markenzeichen der Gruppe. Obwohl er viele Jahre auch solo auftrat, um vor allem anatolische Lieder zu singen, gab es bis „Amber" keinen Tonträger, der seine Vielseitigkeit als Musiker unter Beweis stellen und alle Facetten seiner Stimme hörbar machen konnte.

Begleitet von Julia Pichler (Geige) und Lukas Lauermann (Cello) sowie von seiner Gitarre gibt Bora zehn Lieder auf Türkisch und Griechisch zum Besten. Die meisten davon sind Volksweisen mit der dazugehörigen episch-melancholischen Stimmung: Geschichten von Räubern kommen darin ebenso vor wie Volkshelden und Opfer ungerechter Herrscher. Doch auch wenn sie einen Schlager wie „Sagapo" interpretieren, schaffen Alp Bora und die beiden Streicher eine beeindruckende Atmosphäre, die an musikalischer Dichte nichts zu wünschen übrig lässt. Einfühlsam arrangiert und virtuos eingespielt wirkt „Amber" – trotz der stellenweise etwas aufgesetzt klingenden Klassizismen – durch weite Strecken sehr rund und bietet einen unvergleichlichen Hörgenuss. Favorit der Rezensentin: „Beyaz Giyme".

mh

IM MÄRZ 2008

Schwer hat man es als Vertreter einer Minderheit heutzutage, wenn man nicht nur wie üblich im Inneren gefährdet, sondern noch dazu aus dem Ausland bedroht ist. Ende Februar, Anfang März hat der Orkan EMMA eine Spur der Verwüstung durch Österreich gezogen – und woher ist er gekommen? Über die offene Schengen-Grenze! Aber damit ist noch nicht Schluss: Auf EMMA folgt im Juni die EM! Da werden wir wieder von Ausländern überflutet und von einer Niederlage in die nächste taumeln. Die politische Lage ist auch ein Trauerspiel. Das einzig Positive: Weil sich alle meine Gesinnungsgenossen seit Jahren gegen mich verschworen haben, ist mir von Anfang an der Einstieg in den politischen Aufstieg verwehrt worden. Nicht einmal Klodeckelreferent in unserer Gemeinde hab' ich werden dürfen. Aber daher brauch ich mich jetzt auch nicht fürchten, wenn ich ein mir gewidmetes Zuckerl mit indirekten Liebeserklärungen zufällig finde. Fast hat man ja bei uns den Eindruck, auf jeden zweiten Lokalpolitiker in unserem Land warten schon Strychnin und/oder Säure.

Begonnen hat es mit dem Bürgermeister von Spitz. Der hat im Vorfeld der niederösterreichischen Landtagswahlen ein Mon Cheri aufs Auto gepickt bekommen, das er am nächsten Tag beim Fahren gegessen hat. Nach fünf Minuten hat er einem Bekannten zugerufen: „Ich bin vergiftet worden!" Er ist angeblich Jurist, der Bürgermeister, hätte aber bei seinen sensationellen Diagnosefähigkeiten Medizin studieren sollen. Wäre ein Spitzenarzt geworden, der Spitzer. Ich hätte in der Situation bestenfalls herausgebracht: „Schnell, ruf den Notarzt, mir ist fürchterlich schlecht!" Grad, dass er nicht Namen und chemische Formel des Gifts samt genauer Dosis und nötige Gegenmittel dem Bekannten mitgeteilt hat.

Der Kamerad Brauntresch hat da wieder auf die gefräßige Politikerkaste geschimpft und gesagt, schön langsam mache er sich Sorgen um die ÖVP-Niederösterreich: „Jetzt sind sie sogar schon mit Zuckerln zu vergiften, nicht nur mit den Klassikern Arsen im Doppler oder E 605 in der Schnapsflasche!" Seit dann das Säureattentat auf die Oberösterreicher bekannt geworden ist, spricht er nicht mehr davon, dass man den Bonzen Saures geben müsse. Zudem liegt ihm noch das Problem Winter im Magen. Nicht der, sondern die Winter –die FPÖ-Tante, die mit Islam-Beschimpfungen bei den Grazer Wahlen für ein mattes Ergebnis in der Stadt der Volkserhebung gesorgt hat. Das nimmt der Grünlinger zum Anlass, dauernd zu sagen, dass dort jetzt politisch „Nagl mit Köpfen" gemacht wird. Aber seit dann die grüne Bedrohwitsch in Niederösterreich auch kein T-Shirt gerissen hat, gibt er es schon wieder billiger.

Der Kommerzienrat Schwarzschanderl fühlt sich als zweifacher Wahlsieger und geht herum wie der Pröll, nicht der kleine, der die Regierungsarbeit torpediert, sondern der große Pröll, der Erwin. Schwer leidet der Kommerzienrat unter dem schwarzen Saustall im Innenministerium, den Namen Haidinger darf man ihm gegenüber gar nicht mehr erwähnen. Sogar von seiner Kirche fühlt sich der Kerzelschlicker verraten, weil er gehört hat, dass der Bischof von München und Freising höhere Löhne gefordert hat. Erst als er den Namen des Bischofs gehört hat, hat er sich beruhigt: „Na, wenn einer Marx heißt, wundert mich gar nichts mehr! Aber dass ein Bischof Marx heißen darf, das hätt's unterm Wojtyla nicht gegeben!"

Auch dass der Molterer-Buckl Böckle die schwarzen Geheimpapiere zur Erzwingung einer Neuwahl in seiner Aktentasche unbeaufsichtigt herumliegen hat lassen, ergrimmt den Schwarzschanderl: „Da haben sie den Böckle zum Gärtner gemacht!", schimpft er und: „Sicher haben das nicht die Roten dem Profil zugespielt – bei denen hätte das nicht geklappt, die hätten aus den Geheimpapieren Papierflieger gemacht oder sich darin geschnäuzt, ohne zu erkennen, was sie in den Händen halten!"

Den Genossen Rotlauf kann er mit solchen Sprüchen nicht ärgern, denn der lässt sich nach den zwei Wahlniederlagen kaum mehr blicken bei uns am Stammtisch. Nach dem Niederösterreich-Debakel hat ihn der Grünlinger geärgert: „Sag, Genosse, wie wird man bei der SPÖ-Niederösterreich Landesparteiobmann?» Der Rotlauf wollte schon sagen: „Durch demokratische Wahl!", hat sich dabei aber doch auf die Zunge gebissen. Darauf der Grünlinger laut: „Man vergeigt als Landesparteigeschäftsführer einen Wahlkampf so, dass die Parteiobfrau zurücktreten muss und nimmt dann im angewärmten Sessel Platz!" Das hat er nicht lustig gefunden, der Rotlauf. Und als wir ihm dann noch gesagt haben, dass er uns mit seinem Gesudere schwer auf die Nerven geht, ist er wortlos aufgestanden und weggegangen.

Der Grünlinger ist heute auch ausgeblieben, dabei ist Gründonnerstag. Und da ist auch der Kommerzienrat auf Wallfahrt. Das heißt, ich bin mit dem Brauntresch allein. Der hat gebrüllt, dass ihm der Schönborn langsam auf den Minarettich geht, und erklärt, er habe belastendes Material über den Chef bei sich in der Aktentasche. Gut, dass der Brauntresch gerade pinkeln gegangen ist. Da kann ich ja kurz einen Blick darauf werfen. Hm? Hm? Hm? Nur Fotos! Ist ja nichts Besonderes – der Chef trinkt wieder locker mit jungen Burschen. Er ist halt ein Politiker zum Anfassen, ganz nah bei den Menschen! Ich werde ihm schreiben und vorschlagen, dass ich mich in der Sahara entführen lasse. Dann kann er seinen Freund, den Gaddafi-Buben, wieder einschalten und bekommt gute Schlagzeilen. Wenn sich der Chef nicht rührt, verschwinde ich nicht in den Süden, dann wird es der Westen. In der langen Zeit der Arbeitslosigkeit hab ich nämlich das Wasserfahrrad erfunden. Und mit dem gehe ich kari-biken. Vielleicht find ich ja dort den Bawag-Schatz, der angeblich flöttl gegangen ist. Man wird sehen!

Erscheinungsort Innsbruck
Verlagspostamt A-6020 Innsbruck
P.b.b. Bürgerinitiative Demokratisch Leben/Stimme-Nr.: 66
Aufgabepostamt A-9020 Klagenfurt
Zul.-Nr.: GZ 02Z031717 S

Rücksendeadresse:
Initiative Minderheiten
Gumpendorfer Straße 15/13
A-1060 Wien

tirol Kultur
bm:uk
Frauen MA57 Stadt Wien
BUNDESKANZLERAMT FRAUEN
WIEN KULTUR